



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Praktische Anleitung zur Behandlung des Lesebuches für die Oberklassen der Volksschule

Erläuterungen der epischen Gedichte des Lesebuches

Leineweber, Heinrich

Paderborn, 1881

VIII. Romanzen und Balladen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-63834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-63834)

VIII. Romanzen und Balladen.

24. Die Kuh.

Gottfried August Bürger.

1. Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Not,
Als glückliche Menschen ermessen!
2. „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?“
Denn, Jammer! ihr eins und ihr alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.
3. Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.
4. Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.
5. Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.
6. Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh;
Schwer abgemüdet, im Schwalbe
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.
7. Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Glend von neuem zu wissen.
„O weh! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“
So schluchzte sie nieder ins Kissen.
8. Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

9. Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.
10. „O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht mein Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhöbe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.
11. Raum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.
12. „Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Rissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.
13. Hier schlug ihr, indem sie im Schweiß zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.
14. Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wiß seiner erfreulichen Helle.
15. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehen:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“ —
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.
16. O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Ruh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.
17. Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die frogenden Guter zu leeren.
18. Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.“
19. Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. —

20. Mir deucht, ich wäre von Gott erseh'n,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

21. „So,“ schwur mir ein Braver, „so ist's geschehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohlergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

1. Erläuterungen.

1. Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod. Ängstliche Besorgnis für die Zukunft preßten ihr Thränen aus, und diese fielen auf das Brod, welches sie in der Hand hatte.

2. In hoffnungslosem Verzagen, ohne allen Mut zu irgend einem Unternehmen.

3. Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn, so aufgeregert durch den Kummer, daß ihre Sinne unfähig waren zur Ausübung ihrer gewöhnlichen Thätigkeit.

4. An jeglichem Gliede zerschlagen. Sie fühlte sich körperlich so leidend, als wären ihr alle Glieder zerschlagen.

5. Im Schwallen von ängstlichen Träumen, d. h. bei den fortwährenden Träumen erschütterte sie jeder Glockenschlag.

6. Mählich = allmählich.

7. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehen, sich bekreuzt hatte, damit ihr der Teufel („der Böse“) nichts anhaben könne, da sprach sie: „Gott helfe mir gnädiglich, Amen.“

8. Gott hatt' es ihm gnädig verliehen u. (Str. 19). Die Worte dieser Strophe spricht der Dichter; sie sind nicht mehr Worte des Blattes. Beim Vortrage muß dies durch die Stimme bemerklich gemacht werden, und zwar um so mehr, da das abgekürzte hatt' beim Sprechen wie hat klingt.

9. In schlicht einfältigen Weisen, in einfachem Gedichte oder Gesange.

2. Gliederung des Gedichtes.

I. Einleitung: Andeutung des zu behandelnden Gegenstandes und Vorbereitung auf denselben.

II. Seelenkummer der Frau Magdalis.

1. Ursachen des Kummers.

2. Schilderung des Seelenzustandes der Frau Magdalis

a) am Abend,

b) während der Nacht,

c) früh morgens.

3. Umschwung der Stimmung, motiviert durch den Schall vom Stalle her.

4. Angst der Frau Magdalis.

5. Sühnung ihres gegen Gott begangenen Frevels durch ihre Angst.

III. Schluß: Der Menschenfreund verdient, daß Gesang ihn feiere; denn dies ist der beste Lohn für edle Thaten.

3. Vermittelung des Verständnisses.

Beweise, daß Frau Magdalis arm war! Worin bestand ihre einzige Nahrungsquelle? Wie verlor Frau Magdalis ihre Kuh? Wie benahm sie sich, als sie das Unglück hatte, ihre Kuh zu verlieren? Wodurch wurde ihr Schmerz erneuert und gesteigert? (a. Durch das Schellengeläute der heimkehrenden Kühe, b. durch die ängstlichen Träume, c. durch das Getön des Hirtenhornes.) Wie war der Seelenzustand der Frau Magdalis a. am Abend? b. während der Nacht? c. früh morgens? Zeige, daß ihr Seelenzustand vom Abend bis zum Morgen sich stufenmäßig verschlimmert? (Am Abend beklagt sie ihren Verlust aufs neue; während der Nacht steigert sich der Schmerz und geht über in hoffnungsloses Verzagen; am Morgen erreicht der Schmerz den höchsten Gipfel, er treibt sie zur Verzweiflung.) — Welches Fehlers gegen Gott machte sich Frau Magdalis schuldig? Wann und wodurch wurde sie ihres begangenen Fehlers inne? Wofür hielt sie das aus dem leer geglaubten Stalle hertönende Gebrüll? Mit welchen Worten bittet sie Gott um Verzeihung? — Warum verzieh ihr Gott ihr Vergehen? (Weil dies durch ihre Angst gesühnt war.) Zeige, daß ihre Angst wie früher ihr Schmerz eine dreifache Steigerung durchläuft! (Zunächst erfährt sie die Angst vor augenblicklicher Strafe. Als sie denselben Laut zum zweitenmal vernimmt, glaubt sie, der Böse selbst sei im Stalle, sie ihres Frevels wegen zu holen; während sie des Himmels Barmherzigkeit anfleht, birgt sie sich vor Grauen und Schrecken in den Kissen. Als sie aber zum drittenmal das Brüllen vernimmt, steigert sich ihre Angst zum Entsetzen und treibt sie zum Stalle, möge es ihr ergehen, wie es wolle.) — Wiederhole den Bericht über die zum Geschenk erhaltene Kuh! Was stand auf dem Blatte, das um die Hörner der Kuh gewunden war? Weshalb verschwieg der Wohlthäter seinen Namen? Welche Mitteilung macht der Dichter über den Menschenfreund? Wozu fühlt sich jener nach der vorletzten Strophe berufen? Was wünscht er dem Wohlthäter schließlich?

4. Absicht des Dichters.

Nicht die edle That des wohlthätigen Mannes, sondern den tiefen Seelenkummer der Frau Magdalis wollte der Dichter schildern.

5. Form des Gedichtes.

Die einzelnen Strophen des Gedichtes enthalten vier Zeilen. Die Verse sind drei- und vierfüßig, aus einem Jambus und zwei, resp. drei Anapästten gebildet. Die Reime sind gekreuzt, teils männlich, teils weiblich und mit geringen Ausnahmen wohlklingend.

6. Über die Romanze und Ballade.

Die Gedichte von Nr. 24 bis Nr. 36 führen die gemeinsame Überschrift: „Romanzen und Balladen“. Das spanische Wort „Romanze“ bedeutet wie das englische „Ballade“ so viel als Volkslied oder Volksdichtung; beide Ausdrücke bezeichnen also dasselbe. Aber auch in dem Stoffe und der Behandlungsweise der Dichtungen, welche man so benennt, waltet kein eigentlicher Unterschied ob, und sind in der gedachten Hinsicht unterscheidende Merkmale auch historisch nicht gegeben. „Die Romanze sowohl als die Ballade ist ein lyrisch-episches oder episch-lyrisches Gedicht, ein Gedicht, das eine einfache Handlung erzählt, gleich den altepischen Liedern, das aber nicht wie diese bloß den äußerlichen, thatsächlichen Verlauf darstellt, sondern zugleich auch die inneren Zustände, welche in der Seele des Handelnden mit den äußeren Thatsachen verbunden sind.“ Eine Scheidung und Feststellung der Begriffe Romanze und Ballade ist nach dem Gesagten gar nicht möglich; man darf daher dreist beide Bezeichnungen als synonyme anwenden, und beispielsweise Goethes „Sänger“ eine Romanze und mit demselben Recht auch eine Ballade nennen. — Das zur Orientierung für den Lehrer. Den Schülern gegenüber möchte ich die fremden Bezeichnungen gar nicht gebraucht wissen; es sind für sie doch nur leere Schalle. In den Bearbeitungen der in Rede stehenden Gedichte sind deshalb die Ausdrücke „Romanze“ und „Ballade“ gar nicht angewendet worden. Wir behandeln Gedichte und kümmern uns nicht um Dinge, welche nicht in den Bereich der Volksschule gehören. Soll aber hier eine Erklärung von Romanze und Ballade gegeben werden, so sei es folgende: Romanze und Ballade sind erzählende Gedichte mit lyrischen Bestandteilen gemischt. —

7. Schriftliche Übungen.

Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ausführung:

Frau Magdalis hatte die Ruh, die bisher sie genährt, verloren und war darüber aufs tiefste betrübt. Tag und Nacht klagte sie weinend über ihren Verlust und litt darüber so sehr, daß sie körperlich unwohl wurde und ihrer Sinne nicht mehr mächtig war. Ihr Schlaf war ohne Stärkung und unruhig. Der Ton des Hirtenhornes, der sie sonst zum Danke gegen Gott aufgefördert, erinnerte sie jeden Morgen an ihr Elend und machte sie unwillig gegen Gott.

Eines Morgens glaubte sie Brüllen im Stalle zu vernehmen. Sie wurde dadurch in die höchste Angst versetzt, da sie wähnte, es sei Geistertumult, ihr sträfliches Zagen zu rächen. Als sie aber das Gebrüll zum zweitenmal hörte, flehte sie den Himmel um Erbarmen an und steckte den Kopf so tief in die Rissen, daß sie weder hörte

noch sah. Ein dritter Schall vom Stalle her steigerte ihre Angst aufs höchste. Entsetzt sprang sie aus dem Bette, stieß die Laden auf, bekreuzte sich und ging, Gott um Hilfe bittend, zitternd nach dem Stalle. Hier fand sie zu ihrem höchsten Erstaunen eine herrliche Kuh, duftendes Futter und ein schneeweißes Milcheimerchen. Die Kuh trug ein Blatt am Kopfe, worauf geschrieben stand, daß ein Unge- nannter sie ihr gebracht habe. Zum Schluß teilt der Dichter mit, daß ein edler Menschenfreund ihm diese That erzählt, aber um Ver- schweigung des Namens gebeten habe, und fügt dann hinzu, daß er sich verpflichtet halte, alles Gute und Schöne durch Gesang zu preisen. (Lüben.)

25. Erbkönig.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.
2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“ —
„Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht?
Den Erbkönig mit Kron' und Schweif?“
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“
3. „Du liebes Kind, komm', geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“
4. „Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Erbkönig mir leise verspricht?“
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.“
5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön!
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“
6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erbkönigs Töchter am düstern Ort?“
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.“
7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erbkönig hat mir ein Leids gethan!“
8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not. —
In seinen Armen das Kind war tot.

1. Vorbereitung der Auffassung.

Die Vorbereitung hat die Kinder in die religiöse Weltanschauung unserer heidnischen Vorfahren einzuführen, und zwar ist ihnen dabei darzulegen, daß das deutsche Heidentum Himmel und Erde bevölkerte und für jede Kraft der Natur, jede Erscheinung im Leben einen Gott annahm. In welcher Weise das zu geschehen hat, ist aus der Bearbeitung von Nr. 10 (Abschnitt 1) ersichtlich. Die erste Hälfte der dort von dem Glauben der alten Deutschen gegebenen Darstellung kann wörtlich auch als Vorbereitung auf den „Erlkönig“ benutzt werden; die letzte Hälfte derselben, welche sich ausführlicher über die Kobolde verbreitet, wird weggelassen und dafür näher auf die Elfen eingegangen. Über die letzteren kann folgendes bemerkt werden: Unsere ältesten Vorfahren unterschieden die Elfen in Tag- oder Lichtelfen und Nacht- oder Schwarzelven. Beide hatten das Gemeinsame, daß sie winzig kleine, bald sichtbare, bald unsichtbare Wesen waren, die mit Leidenschaftlichkeit Spiel und Tanz liebten, bei Mondschein an einsamen, von Menschen unbetretenen Orten ihr Spiel trieben und sich zu schönen Kindern hingezogen fühlten, welche letztere durch die Gesänge der Elfen angelockt und dann selbst in Elfen verwandelt wurden. Die Lichtelfen waren freundliche, wohlgestaltete Wesen, die in zierlicher Schönheit erstrahlten. Sie trugen ein leuchtendes Gewand und waren gar herzliche Freunde der Kinder. Die Schwarzelven waren häßlich und mißgestaltet und geneigt, den Menschen Schaden zuzufügen. Ihr Anhauch verursachte Menschen und Tieren Krankheit und Tod. Ein Kind, das von einem Schwarzelf berührt wurde, verlor die Gesundheit oder das Leben. Licht- und Schwarzelven bildeten zwei getrennte Reiche, von denen jedes einen König hatte. Der König der Schwarzelven trug als Zeichen seiner Würde ein goldenes Krönchen auf dem Haupte. Daß er zu den bösen Geistern gehörte, deutete sein Schweiß (das Zeichen des Teufels) an. Unter allen Schwarzelven war er der gefürchtetste.

In dem Gedichte, das ich euch jetzt vorlesen will, wird uns auch ein König der Elfen mit seiner Mutter und seinen Töchtern vorgeführt; er wird darin aber Erlkönig genannt; die richtige Bezeichnung wäre Elfenkönig.¹⁾

2. Gliederung des Gedichtes.

- I. Einleitung (Str. 1): Angabe der Zeit, des Ortes und der handelnden Personen.
- II. Die Handlung selbst (Str. 2—7), dargestellt in Form eines Wechselgesprächs, das uns vortührt

¹⁾ Das Wort Erlkönig für Elfenkönig rührt von Herder her, der es in dem untenstehenden Gedichte „Erkönigs Tochter“ zuerst anwandte, wahrscheinlich verführt durch den Gleichklang des norddeutschen Wortes Eller = Erle mit dem dänischen ellekone = Elfenweib.

1. des Vaters bange Ahnung,
2. des Sohnes Wahrnehmungen,
3. Erbkönigs und seiner Töchter Erscheinen,
4. des Vaters aufklärende und beruhigende Worte.

III. Schluß (Str. 8): Der Vater wird in Mitleidenschaft gezogen.

3. Besprechung des Gedichtes.

1. In welcher Jahreszeit spielt das Stück? (Im Spätherbst.) — Woraus geht das hervor? („In dürrn Blättern säufelt der Wind.“) — Wie war der Weg beschaffen, den der Vater nahm? (Der Weg führte durch eine sumpfige Gegend, hart an den Ufern eines Flusses vorbei, die bewachsen waren mit alten Weidenbäumen; über der unheimlichen Landschaft lagerten dichte Nebel, und in den dürrn Blättern raschelte der Nachtwind.)

2. Woraus ersieht man, daß der Vater eine Vorahnung von dem später wirklich erfolgten Unheil hatte? Stelle im Zusammenhange dar, was das Kind wahrnahm? (Zuerst sah es den Erbkönig mit Krone und Schweif; dann hörte es dessen einschmeichelnde Worte; endlich erblickte es Erbkönigs Töchter am düstern Ort.) — Der Vater erklärt die Wahrnehmungen seines Kindes für einen Sinnesstrug. In welcher Weise sucht er die ängstlichen Gesichte desselben in natürliche Erscheinungen aufzulösen? (Er sagt, der Erbkönig sei nur ein Nebelstreif, und was das Kind für Erbkönigs Töchter hält, erklärt er für den hellen Schein grauer Weiden, sowie die Reden des Elfenfürsten für das Säufeln des Windes.) — Welche Mittel wendet der Erbkönig an, um das Kind an sich zu locken? (Er erscheint in fürstlichem Glanze, um dadurch das Kind zu bethören; darauf wendet er einschmeichelnde Versprechungen, furchtbare Drohungen und endlich Gewalt an.) — In der Anwendung der Mittel findet eine Steigerung statt; inwiefern? — Welche Gegensätze bestehen zwischen dem Vater und dem Erbkönig? welche zwischen dem Vater und dem Kinde? — Welches sind die hervorstechendsten Charaktereigenschaften des Vaters? des Kindes? des Erbkönigs? (Vergleiche: Schriftliche Übungen.)

4. Form des Gedichtes.

„Das Gedicht erfäpft das Gemüt des Kindes und des Mannes, des Volkes und des Hochgebildeten mit gleichem unwiderstehlichen Zauber.“ Das hat seinen Grund zunächst in dem hochpoetischen Inhalte, dann aber auch in der schönen Form. Wie spannend und rührend ist der Dialog zwischen Vater und Kind! wie wirkungsvoll die in der Darstellung vorkommenden Steigerungen und Gegensätze! Wie knapp und kurz der sprachliche Ausdruck, der dem Inhalte überall aufs schönste angepaßt ist! Auf die Wahl der Wörter und Laute hat Goethe eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. In den beschwichtigenden Worten des Vaters („sei ruhig,

bleibe ruhig, mein Kind zc.“) herrschen die dunkeln Vokale **o, a, u, au**, — in den einschmeichelnden Versprechungen des Erbkönigs („du liebes Kind, komm, geh mit mir! gar schöne Spiele spiel ich mit dir — ich liebe dich, mich reizt zc.“) die helleren **i, e, ei**, vor. Das glücklich gewählte Metrum ist jambisch = anapästisch. Der springende Anapäst und der Jambus mit seinem Fortschrittsdrange entsprechen ganz der das Gedicht beherrschenden Eile und Hast.

5. Veranlassung zu dem Gedichte.

Es war im April des Jahres 1781, als ein von Jena einige Stunden entfernt wohnender Landmann, dessen Söhnchen gefährlich erkrankt war und nach Aussage der herbeigerufenen Ärzte nicht mehr geheilt werden konnte, den Entschluß faßte, mit seinem kranken Kinde nach Jena zu reiten zu einem berühmten Professor, der vielleicht noch Hilfe schaffen möchte. Er nahm den Knaben wohl eingepackt in seinen Arm und ritt in die Universitätsstadt. Aber auch der dortige Arzt erklärte das Kind für unrettbar, und der bekümmerte Vater nahm es wieder auf sein Pferd und jagte vor dem Gasthose „zur Tanne“ vorüber dem heimatlichen Dorfe zu. Doch noch ehe er sein Haus erreichte, war der Liebling in seinen Armen gestorben. Einige Tage darauf kam Goethe nach Jena, wo man ihm den traurigen Ritt des Bauern erzählte. Die Mitteilung ergriff ihn so gewaltig, und der Stoff, der ihm durch Herders Übersetzung des altdänischen Volksliedes „Erbkönigs Tochter“ vielleicht schon länger vorgeschwebt haben mochte, begeisterte ihn dermaßen, daß er sich sofort in die einsam gelegene „Tanne“ zurückzog und im Eckzimmer daselbst seinen „Erbkönig“ dichtete.

6. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ausführung:

In der Mitternachtsstunde einer Spätherbstnacht ritt einst ein Vater mit seinem Knaben der Heimat zu. Weil der Vater ein Unheil befürchtete, hielt er den Knaben fest und sicher in seinen Armen, und um das Kind vor der Einwirkung des kalten Herbstwindes zu schützen, hatte er für die nötige warme Kleidung gesorgt. Der Weg führte an einem Flusse vorüber, dessen Ufer mit alten Weidenbäumen bewachsen waren. Hier gewahrte das Kind plötzlich die Gestalt des Erbkönigs „mit Krone und Schweif“; es schmiegte sich darum furchtsam und bang an den Vater an und machte den fragenden Vater auf den nahenden Feind aufmerksam. Der Vater, der nichts von der Erscheinung bemerkte, suchte das Kind mit der Erklärung zu beruhigen, daß die Erscheinung nur ein Nebelstreif sei. Allein der erregte Knabe ließ sich damit nicht beruhigen, sondern erklärte seinem Vater, daß der Erbkönig ihn mit schmeichelnden Worten anrede, ihn auffordere, zu ihm zu kommen, und ihm schöne Spiele, bunte Blumen

und kostbare Gewänder in Aussicht stelle. Der Vater suchte das heftig erregte Kind abermals zu beruhigen, indem er demselben versicherte, daß seine Wahrnehmungen nur Sinnentzug seien und von dem Säuseln des Windes in den dürren Blättern herrührten. Allein das Kind war für die beruhigenden Erklärungen des Vaters nicht mehr zugänglich; es wies darauf hin, daß sich ihm im düsteren Hintergrunde auch die Töchter des Erbkönigs naheten, und daß des Erbkönigs Stimme immer zudringlicher, seine Lockungen immer bezaubernder würden. Der ruhige Vater, der die Dinge mit kaltem Verstande betrachtete, versuchte es nochmals, dem Kinde die angeblichen Erscheinungen auszureden, und machte den Knaben darauf aufmerksam, daß die vermeintlichen Töchter des Erbkönigs nichts weiter seien als der helle Schein alter Weiden. Die Antwort des Kindes aber war ein plötzlicher Aufschrei seiner sich mehr und mehr steigenden Angst. In abgebrochenen, stöhnenden Worten teilte es dem Vater mit, daß der Erbkönig von süßen Versprechungen zu grimmigen Drohungen übergehe und eben im Begriffe stehe, die furchtbare Drohung zur Ausführung zu bringen. Da wurde es dem anfangs so ruhigen Vater schließlich doch unheimlich zu Mute. Um dem Orte des Schreckens so schnell als möglich zu entfliehen, trieb er sein Pferd zur größten Eile an. Er erreichte auch bald den heimischen Hof, fand dort aber, daß das Kind inzwischen gestorben war. (Kehr.)

2. Charakteristik der drei Personen.

Ausführung:

(Schülerarbeit.)

Die Personen, welche uns in dem vorliegenden Gedichte vorgeführt werden, sind: der Vater, das Kind und der Erbkönig. — Der Vater bezeigt sich dem Kinde gegenüber als sehr besorgt und liebevoll. Weil er ein Unheil ahnt, hält er den Knaben fest und sicher in seinen Armen, und um das Kind vor der schädlichen Einwirkung des kalten Windes zu schützen, schließt er es eng an sich. Durch verständige, ruhige Worte sucht er die Wahrnehmungen des Kindes als Sinnentzug hinzustellen, um seinen Liebling von der Angst zu befreien. „Sei ruhig, bleibe ruhig!“ sagt er in zärtlichem Tone zu dem Knaben. — Das kranke Kind wird durch seine erregte Phantasie in Furcht und Angst versetzt. Es glaubt, den Erbkönig mit seinen Töchtern zu sehen, und bildet sich ein, ersterer mache ihm einschmeichelnde Versprechungen, um es in seine Gewalt zu bekommen. Es hört die furchtbare Drohung: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“, und schmiegt sich ängstlich an den Vater an; ja in seiner großen Erregtheit meint es, Erbkönig habe ihm „ein Leids“ gethan und stirbt vor Schrecken. — Der geisterhafte Erbkönig will das Kind in seinen Bereich locken. Zu diesem Zwecke erscheint er in fürstlicher

Pracht, um dadurch das Kind zu bethören. Als die bloße Erscheinung nicht zum Ziele führt, macht er einschmeichelnde Versprechungen, und als er auch dadurch nichts erreicht, wendet er furchtbare Drohungen und endlich Gewalt an.

7. Zur Vergleichung.

Erlekönigs Tochter.

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut'.
2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land;
Erlekönigs Tochter reicht ihm die Hand.
3. „Willkommen, Herr Oluf! Was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir.“
4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag:
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“
5. „Hör' an, Herr Oluf! Tritt tanzen mit mir:
Zwei güldne Sporen schenk' ich dir;
6. Ein Hemd von Seide so weiß und fein:
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein.“
7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag:
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“
8. „Hör' an, Herr Oluf! Tritt tanzen mit mir:
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir.“
9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl:
Doch tanzen ich nicht darf, noch soll.“
10. „Und willst, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“
11. Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz:
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.
12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert.“
13. Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.
14. „Hör' an, mein Sohn! Sag' an mir gleich:
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?“
15. „Und sollt sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlekönigs Reich.“
16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut:
Was soll ich nun sagen deiner Braut?“

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund.“
18. Frühmorgens und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.
19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?“
20. „Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund:
Er probt allda sein Pferd und Hund.“
21. Die Braut hob auf den Scharlach rot:
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

J. G. v. Herder.

26. Der Sänger.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. „Was hör' ich draußen vor dem
Thor,
Was auf der Brücke schallen?
La den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Lat mir herein den Alten!“
2. „Begruet seid mir, edle Herrn,
Begrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei
Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlich-
keit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht
Zeit,
Sich staunend zu ergohen.“
3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.
4. „Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kuhnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und la ihn noch die goldne
Last
Zu andern Lasten tragen.“
5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle
dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich
eins:
La mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.“
6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbegluckten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an
mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.“

1. Vorbereitung.

Im Mittelalter weilten die Könige, Fürsten und Edelleute nicht in den engen Städten und Flecken; vielmehr liebten sie es, auf lustiger Bergeshohe zu wohnen. Hier erbauten sie sich feste Schlösser oder Burgen, die stolz und kühn in die weite Gegend hinausschauten. Die Burgen hatten ungemein dicke und starke Mauern; an den verschiedenen Enden ragten enge, aber sehr feste Türme empor; um

die Burg lief ein breiter und tiefer Graben, der mit Wasser gefüllt war oder doch schnell mit solchem versehen werden konnte; über den Burggraben führte eine starke Zugbrücke, welche in friedlichen Zeiten tagsüber stets niedergelassen, in Kriegszeiten aber immer aufgezogen war, so daß niemand ohne weiteres in die Burg dringen konnte; durch ein großes Thor gelangte man in den Schloß- oder Burghof, der meistens sehr eng und klein war. Das Innere der Burg enthielt hohe und weite Gemächer, welche gar herrlich ausgeschmückt waren; die größte Pracht entfaltete sich indes in dem sogenannten Rittersaale, in welchem die häufigen Festlichkeiten begangen wurden. Jeder reiche Burgherr hatte eine Anzahl Mannen, theils Ritter, theils Knapen; sie bildeten sein Gefolge. Die Knapen waren Söhne anderer Ritter, welche sich bei dem vornehmen Burgherrn für den Ritterstand ausbildeten. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte nämlich eine längere Vorbereitung und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebten Jahre wurde der Knabe edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht, damit er dort höfische Lebensart und Rittersitte lerne. Der Page oder Bube wartete bei der Tafel auf, putzte die Waffen, hielt seinem Herrn den Steigbügel und übte sich in den ersten Reiterkünsten. Im vierzehnten Jahre wurde ihm ein Schwert überreicht und er so zum Knappen oder Junker erhoben. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zur Lust der Jagd und der Festspiele, wie in den Ernst der Schlacht. Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen das ein und zwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Diese wichtige Handlung mußte in der Kirche vollzogen werden, und zwar unter großen Feierlichkeiten. Wer den Ritterschlag empfangen, wurde unter die Zahl der Ritter aufgenommen. — Auf ihren Felsenburgen lebten die Ritter ganz unumschränkt; ihr Hauptvergnügen waren Jagd und Reiter Spiele, besonders die feierlichen Kampfspiele oder Turniere. Abends ergötzten sich die Herren beim frohen Becher an den Erzählungen ihrer Heldenthaten, oder sie lauschten dem wandernden Sänger, der auf allen Burgen ein gern gesehener und geehrter Gast war. Zu derselben Zeit nämlich, als das Rittertum im höchsten Glanze erstrahlte, trieb auch die edle Dicht- und Sangeskunst die herrlichsten Blüten; es war eine sehr liederreiche Zeit, das goldene Mittelalter; von allen Schlössern und Burgen erscholl heller Klang, froher Sang. Viele Ritter selber pflegten die Dichtkunst mit Vorliebe und Begeisterung; wem aber von den Großen die Kunst versagt war, der hielt sich für verpflichtet, die Poesie in ihren Jüngern zu pflegen und zu ehren, und ihre Höfe wurden so die Stätten der Kunst, die Sammelplätze der Dichter. Unter den Höfen, wo die Poesie vorzugsweise gepflegt und die Sänger besonders geehrt wurden, ist in erster Reihe der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen zu

nennen; unter ihm wurde die Wartburg (bei Eisenach) der Mittelpunkt des poetischen Lebens und Treibens; der herrliche Rittersaal dieser Burg ist bis heute noch sehr gut erhalten. Die Sänger des niederen ritterlichen Standes zerfielen in zwei Klassen; der eine Teil hatte Haus und Hof und blieb ruhig daheim, seine Kunst sich und andern nur zur Unterhaltung ubend; der andere Teil ergriff das Wanderleben, um durch die Kunst den Lebensunterhalt zu gewinnen. Diese Klasse der Sänger bezeichnet man gewöhnlich als fahrende Sänger. Sie zogen von Ort zu Ort, von Burg zu Burg, um ihre Lieder vor Fürsten, Rittern und Edelfrauen erklingen zu lassen. Die Lieder trugen sie in Begleitung eines Saiteninstrumentes, der Harfe, der Zither oder Geige, vor, und sie dichteten nicht nur den Text (die Worte) derselben, sondern erfanden auch die Weisen oder Melodien dazu; Dichter, Komponist und Sänger waren in einer Person vereinigt. Ein herrlicher Vertreter jener fahrenden Sänger wird uns in einem Gedichte von Goethe vorgeführt; es trägt die Überschrift: „Der Sänger“. Der darin auftretende wandernde Dichter singt vor einem Könige, der umgeben ist von den Vornehmen und Großen seines Reiches. Alle werden von seinem Gesange ergriffen, und der Herrscher, gleichfalls gerührt, läst dem Sänger eine goldene Kette reichen. Der lehnt sie indes ab und bittet sich einen Becher besten Weins in goldenem Pokale aus. Er wollte dadurch dem Könige zu verstehen geben, daß die Dichtkunst nicht belohnt, sondern der Dichter nur geehrt werden könne.

Jetzt erfolge das Vorlesen des Gedichtes.

2. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ein König, umgeben von den vornehmsten Herren und Damen seines Hofes, hört von ferne Gesang erklingen und befiehlt, sogleich den Harfner in den Saal zu lassen. Der Glanz des königlichen Saales, die Pracht der versammelten Gäste machen einen lebhaften Eindruck auf ihn; er muß die Augen schließen, um sich zu einem Liede sammeln zu können. Aber so gern sich sein Sinn an der Herrlichkeit der Erdenguter weidet, so wenig haften seine Wünsche daran. Der Mitgenuß ist ihm willkommen, der Besitz gleichgültig. Er weist den Lohn für sein Lied zurück und rät dem Könige, seine Geschenke denen zuzuteilen, die für ihn kämpfen und sorgen. Gesangeslust ist ihm Gesangeslohn. Was man ihm zuteilt, wünscht er als freie Gabe der Neigung zu erhalten. Als Geschenk bittet er sich aber einen Becher besten Weines in purem Golde aus. Obwohl ein willkommener Gast, weilt er nicht lange. Nachdem er sein Lied gesungen und den Becher geleert, setzt er den Stab weiter. Was er aber beim Abschiede als Geschenk, als Dank für die freundliche Aufnahme hinterlassen möchte, ist eine heitere, frohe, genügsame Stimmung, gleich der feinigen, dankbare Anerkennung des vom Himmel verliehenen Guten.

3. Überschriften zu den einzelnen Strophen.

1. Der Sänger auf der Schloßbrücke.
2. Der Hofstaat und sein Eindruck auf den Sänger.
3. Lied des Sängers und dessen Wirkung.
4. Ablehnung der Kette seitens des Sängers.
5. Des Sängers Lohn.
6. Des Sängers Abschied und Segenswunsch.

4. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

Wo befindet sich der König, von dem in unserm Gedichte die Rede ist? Wie war der Saal beschaffen? Wer befand sich in der Umgebung des Königs? In welcher Veranlassung war der König mit den Großen und Vornehmen des Hofes im Saale versammelt? Woraus läßt sich auf den großen Reichtum des Königs schließen? Dies zeigt die vier ersten Verse des Gedichtes! Wer spricht dieselben? An wen wendet sich der König? Wer ist ein Page? Welchen Befehl erteilt der König diesem Pagen? Zeige, daß der Befehl des Königs rasch ausgeführt wurde! Mit welchen Worten tritt der Sänger in den Saal? Welchen Eindruck machte die Pracht und der Glanz des Saales und des Hofstaates auf ihn? Womit vergleicht er den Saal? Womit die vornehmen Damen und Herren? Was thut er, um sich wieder zu sammeln? Wie unterscheidet sich: „Die Augen schließen“ und „die Augen eindrücken“? Was heißt es: „Er schlug in vollen Tönen“? Woraus schließt du, daß der Sänger nicht nur gespielt, sondern auch gesungen hat? Welchen Eindruck macht des Sängers Lied a) auf die Ritter, b) auf die Damen, c) auf den König? (In ersteren wird der Mut entflammt; bei den Damen erregen sich sanftere Gefühle; der König ist zu Heiterkeit und Freude gestimmt.) — Wovon hat der Sänger wohl gesungen? (Erinnerung an „Des Sängers Fluch“ von Uhland und „Der Graf von Habsburg“ von Schiller.)

„Sie fingen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie fingen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie fingen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.“

(Uhland.)

„Er preijet das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.“

(Schiller.)

Wie will der König den Sänger lohnen? Mit welchen Worten lehnt dieser die Kette ab? Mit welchen Worten giebt der Sänger dem Könige zu verstehen, daß die Dichtkunst nicht belohnt werden könne? Worin erblickt und worin findet der Sänger den schönsten Lohn? Welche Bitte richtet der Sänger an den König? Wodurch giebt der Sänger zu verstehen, daß er den Hohen und Großen gleichzustellen sei? Was that der Sänger, als ihm der Becher dargereicht

wurde? Mit welchen Worten preist er das königliche Haus glücklich? Was wünscht er beim Abschiede? Woran mahnt er beim Scheiden?

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Der Sänger, und mit ihm alle geistige Thätigkeit, findet reichsten und schönsten Lohn in sich selbst. — Gesangeslust ist Gesangeslohn. — „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ — Die Kunst kann nicht belohnt, der Künstler kann nur geehrt werden.

6. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist im jambischen Versmaß geschrieben; Vers 1, 3, 5 und 6 enthalten je vier, Vers 2, 4 und 7 drei Jamben mit je einer überzähligen Silbe. Der Reim ist teils männlich, teils weiblich, die Reimfolge: a b a b c c d; die letzte Zeile reimt sich auf keine ihrer Vorgänger. — Man beachte im „Sänger“ die Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdruckes, wodurch alles in größter Anschaulichkeit vor des Lesers Sinne geführt wird. Außerst wirkungsvoll ist auch die rasche dramatische Bewegung und die reiche Scenerie, besonders in der 1. Strophe des Gedichtes.

7. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Charakteristik des Sängers.

Ausführung:

Der Sänger gehört zu den sogenannten fahrenden Sängern, welche im Mittelalter von Burg zu Burg zogen und dort ihre Lieder erklingen ließen. Die Zeit der Jugend liegt hinter ihm; er ist ein ehrwürdiger Greis, dem aber die Quelle der Jugend noch zauberkräftig rinnt. Er besitzt heitren, frohen Mut und weilt gern, wo Frohsinn und Lebenslust eine Stätte aufschlagen. Weltgewandt und in Brauch und Sitten der Höfe wohl erfahren, tritt er sicher in der reichen Versammlung auf und grüßt mit edlem Anstande. In seiner Kunst ist er ein Meister; denn alle Zuhörer werden von der Macht seines Liedes ergriffen. Er singt nicht um Lohn; darum will er auch keinen Lohn. Er lehnt die goldene Kette ab, nicht aus Stolz, sondern weil das Lied, das aus der Seele dringt, ihm reichlich lohnet. Der Mitgenuß irdischer Gaben ist ihm willkommen, und indem er sich einen Becher Weines erbittet und zugleich das hochbeglückte Haus preist, zeigt er, daß er von Herzen dankbar ist. Beim Abschiede vom Könige erinnert er diesen, im Glücke des höchsten Gebers zu gedenken; daraus ist zu ersehen, daß er ein frommer Sänger ist, der seine reichen Gaben in den Dienst Gottes stellt.

27. Der Graf von Habsburg.

Friedrich v. Schiller.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.
2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.
3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“
4. Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gbleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohl laut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?“
5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jagergescho,
Und als er auf seinem stattlichen Ro
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.
7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entbloet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erloet.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Giebachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte!
Und heiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.
8. „Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lebenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“
9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zaume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Bergnuget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollfuhret.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Ro zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.
10. „Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Ro ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen;
Und magst du's nicht haben zum eignen Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“ —

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter;
So mögen sie,“ rief er begeistert aus,
„Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“
12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Säng' er ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

1. Historische Grundlage.

Wie Schiller selbst angiebt, so hat er den Stoff zu unserm Gedichte der Schweizerchronik (*Chronicon helveticum*) des Gerichtsschreibers Tschudi (geboren 1505) entlehnt, der unter dem Jahre 1266 die Begebenheit folgendermaßen erzählt: Einst ritt Graf Rudolf aufs Weidwerk zum Beizen und Jagen. Als er in eine Aue kam, hörte er eine Schelle klingen; er ritt dem Getöse nach und sah nun einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament. Da stieg der Graf von seinem Pferde und machte dem Hochwürdigen seine Reverenz. Nun war es an einem Wässerlein. Der Priester stellte das Sakrament neben sich und wollte seine Schuhe ausziehen, um den Bach zu durchwaten. Da hieß ihn der Graf sein Pferd besteigen; er selbst bestieg das Pferd eines Dieners, der bald darauf herankam, und ging dem Weidwerk nach. Als der Priester zurückkam, brachte er selbst dem Grafen Rudolf sein Pferd wieder mit großer Danksagung für die Gnade, die er ihm erzeigt. Da sprach der Graf: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat; dünkt's Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so verwendet es zum Gottesdienste; denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Seele, Leib, Ehre und Gut zu Lehen trage.“ Der Priester sprach: „Herr, nun wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in der Zeit und dort in Ewigkeit auf Euch legen!“ Des Morgens danach ritt der Graf zu einem Klosterlein. Dort sagte ihm eine fromme Klosterfrau: „Herr, Ihr habet dem Herrn des Himmels eine große Ehre erwiesen, da Ihr dem Priester das Köpflein geschenkt; das wird der allmächtige Gott Euch und Euren Nachkommen hienieden lohnen; Ihr sollet wahrlich

wissen, daß Ihr mit Eueren Nachkommen zur höchsten Ehre gelangen werdet!" — Später wurde derselbe Priester beim Erzbischof von Mainz Kaplan und hat ihm und anderen Herren von „solcher Tugend und solcher Mannheit des Grafen Rudolf so dick angezeigt“, daß sein Name im ganzen Reiche ruhmwürdig und bekannt wurde, so daß er später zum römischen Kaiser erwählt wurde.

2. Kurze Inhaltsangabe des Gedichtes.

Kaiser Rudolf feierte zu Aachen seine Krönung durch ein besonderes festliches Mahl, bei welchem die Kurfürsten persönlich ihre Ämter versahen. Das Volk nahm an dem Feste den lebhaftesten Anteil; denn die kaiserlose, schreckliche Zeit hatte nun ein Ende. Auch der Kaiser war frohen Mutes. Den Becher erhebend, wünscht er zur Verherrlichung des Festes den Sänger herbei, den Bringer der Lust. Sein Wunsch soll erfüllt werden; ein ehrwürdiger Sängergreis tritt ein. Er preist den Gesang, die Aufgabe des Sängers und bittet den Kaiser, zu bestimmen, was er singen soll. Als der Kaiser die Entscheidung mit lächelndem Munde abgelehnt, da greift der Sänger in die Saiten und trägt mit Begeisterung folgende Geschichte vor: „Ein Graf ritt mit seinem Knappen auf die Jagd. Da kam ein Priester, einem Sterbenden den letzten Trost zu bringen. Ein Bächlein aber, das stark angeschwollen war, hemmte seine Schritte. Im Begriff es zu durchwaten, bat ihn der Graf, sich seines Pferdes zu bedienen. Am andern Morgen brachte es der Priester zurück; der Graf aber schenkte ihm das Pferd mit dem Wunsche, es dem Dienste des Höchsten zu widmen. Der Priester nahm es, dem Grafen Gottes Segen für seine Kinder wünschend.“ — Rudolf erkennt in dem Sänger den Priester, dem er einst jenen Dienst geleistet, und ist tief ergriffen. Die Umstehenden, den Zusammenhang der Sache ahnend, blicken erfreut auf den Kaiser und verehren das göttliche Walten.

3. Verhältnis des Gedichtes zur Stoffquelle.

Obgleich Schiller Eschudis Erzählung im ganzen sehr genau gefolgt ist, ja einige Züge fast wörtlich herübergenommen hat, so weicht er doch auch von ihm und von der Geschichte in manchen Einzelheiten ab. Die wichtigsten Abweichungen von der Quelle sind folgende:

a) Der Dichter bringt die Erzählung von Rudolfs edler That mit dem Krönungsmahle zu Aachen in Verbindung. Diese Konzentrierung zu einer Scene in Aachen war nötig, damit das Ganze mehr Einheit und Abrundung erhielt.

b) Er läßt die Klosterfrau ganz aus dem Spiele und legt den Inhalt ihrer Worte dem Priester selbst in den Mund, wodurch ebenfalls wieder die Einheit des Ganzen erhalten wird.

c) Das Erscheinen des Sängers beim Mahle und die Übereinstimmung desselben mit jenem Priester in der Schweiz ist als

Erfindung des Dichters zu betrachten, die um so glücklicher ist, als dadurch zugleich die christliche Idee hervortritt, daß alles Gute, zumal das stillgewirkte Gute, erst vollkommen offenbar wird in der himmlischen Belohnung.

d) Nicht zu loben ist es dagegen, daß Schiller den Grafen zu Roß auf die Gensjagd ziehen läßt, da sich dieselbe zu Pferde nicht abhalten läßt. Tschudi redet nur vom Beizen und Jagen.

4. Erläuterungen.

1. Aachen war bis zur Zeit Maximilians II. die Krönungsstadt der deutschen Könige. Rudolf war am 29. September 1273 zu Frankfurt gewählt worden; das Krönungsmahl fand am Allerheiligen-Abend zu Aachen statt.

2. Heilige Macht steht für: der erhabene, heilige, mächtige König. Durch die Salbung und Krönung war König Rudolfs Person geheiligt.

3. Die sieben Kurfürsten waren: der Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler von Deutschland, der die Salbung und Krönung vollzog; der Erzbischof von Trier, als Erzkanzler von Burgund; der Erzbischof von Köln, als Kanzler von Italien, der mit dem vorigen den Erzbischof von Mainz bei der Krönung unterstützte; der Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Truchseß, der beim Krönungzuge den Reichsapfel trug und beim Mahle die Schüsseln aufsetzte; der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte; der König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher kredenzte. Der König von Böhmen, der selbst gern die deutsche Kaiserkrone getragen hätte, fehlte übrigens bei der Krönung; Schiller wußte das sehr wohl; damit jedoch in das Fest der Freude kein Mißton falle, erwähnt er dessen nicht.

4. Der Sterne Chor, die Planeten, deren man früher nur sieben kannte. Daher Schillers Vergleich, welcher jedoch insofern nicht zeitgemäß und richtig ist, als man im Mittelalter die Sonne ebenfalls für einen Planeten hielt, der sich um die Erde drehe.

5. Balkon steht hier nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung für Altan, sondern für Galerie, die im Saale oben herumläuft.

6. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit, das Interregnum, die Zeit von dem Tode Friedrichs II. im Jahre 1249 bis 1273, innerhalb deren statt deutscher Männer Ausländer den Thron inne hatten, nämlich Wilhelm von Holland, Alphons von Kastilien und Richard von England, Männer, denen es an Kraft und Ansehen fehlte, die also nur dem Namen nach regierten.

7. Was schaffst du? = was machst du? was thust du?

8. Vergnüget noch weiter des Jagens Begier, befriedigt noch weiter zc.

9. Begeistert = in prophetischer Begeisterung.

10. Die Prophezeiung in Bezug auf die „sechs Kronen“ hat sich erfüllt. Die sechs Töchter Rudolfs hießen: 1) Mechthild, vermählt mit Ludwig, Pfalzgraf des Rheins; 2) Agnes, vermählt mit Albrecht, Herzog von Sachsen; 3) Hedwig, vermählt mit Otto, Markgraf in Brandenburg; 4) Katharina, vermählt mit Otto, Herzog von Baiern, später König von Ungarn; 5) Gutta, vermählt mit Wenzel, König von Böhmen; 6) Clementia, vermählt mit Karl Martell, Erbprinzen von Sicilien, später König von Ungarn.

11. Und glänzen die spätesten Geschlechter = glänzen in der fernsten Zeit als hochfürstliche Geschlechter.

12. Er erkannte den Grafen = er erkannte in dem König den Grafen.

5. Gliederung des Gedichtes.

I. Schilderung des Krönungsmahles. (Str. 1—3.)

1. Feier im Saale durch die Großen.
2. Teilnahme des Volkes an diesem Feste.
3. Äußerungen des Kaisers.

II. Auftreten des Sängers. (Str. 4—5.)

1. Bitte des Sängers.
2. Antwort des Königs.

III. Das Lied des Sängers. (Str. 6—11.)

IV. Wirkung des Liedes. (Str. 12.)

1. Einwirkung auf den Kaiser.
2. Eindruck auf das Publikum.

6. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Kaiser Rudolf feierte zu Aachen seine Krönung durch ein festliches Mahl, bei dem die Großen des Reiches zugegen waren und freudig ihres Amtes warteten.

2. Auch das Volk nimmt den freudigsten Anteil an diesem Feste, weil durch Rudolfs Wahl zum Kaiser der traurigen Ausübung des Faustrechts ein Ende gemacht wurde.

3. Der Kaiser überschaut mit zufriedenerm Blick und fröhlichem Herzen die ganze Anordnung. Den Becher ergreifend, wünscht er zur Verherrlichung des Festes nur noch einen Sänger herbei, da er von Jugend auf die Kunst des Gesanges geliebt hat.

4. Dieser, ein Greis, tritt ein und singt von der Liebe und von andern hohen Dingen, die ein Menschenherz bewegen können. Endlich fragt er den Kaiser selbst nach dem, was an diesem Tage das Würdigste für ihn sei.

5. Lächelnd lehnt der Herrscher die Entscheidung ab. Er will der Begeisterung des Sängers nicht vorgreifen, indem er sagt, daß ein Dichter nur dem innern Drange, der Macht des Augenblickes folgen dürfe.

6. Jetzt greift der Sänger rasch in die Saiten und trägt mit erhöhter Begeisterung die eigentliche Hauptbegebenheit vor. — Ein edler Held reitet auf die Jagd. Ihm begegnet unterwegs ein Priester, der im Begriffe ist, einem Sterbenden das heilige Sakrament zu bringen.

7. Der Graf bezeigt dem Hochwürdigen durch Entblößung des Hauptes und tiefe Verbeugung seine Ehrfurcht. — Da ein angeschwollener Gießbach den Priester im Weiterstreiten hemmt, so zieht dieser die Schuhe ab, um das Wasser zu durchwaten.

8. Der Graf begreift die Ursache dieser Handlung nicht gleich, fragt deshalb und erhält den nötigen Aufschluß. — Da das wilde Gebirgswasser den Steg fortgerissen hat, will der Geistliche den Bach durchschreiten, damit der Kranke nicht länger schmachte.

9. Da tritt der Graf dem Priester sein eigenes ritterliches Roß ab und nimmt das seines Knappen. Am andern Morgen will der dankbare Geistliche das Roß zurückstellen und führt es zu diesem Zwecke bescheiden am Zügel ins Schloß.

10. Der Graf lehnt die Rückgabe entschieden ab. Er will das Roß, das einem so heiligen Zweck gedient hat, nicht wieder zu weltlichen Vergnügungen besteigen. Möge es der Priester behalten oder möge es, falls dieser die Gabe zurückweist, ähnlichen frommen Zwecken gewidmet bleiben. Es soll demjenigen bleiben, von dem der Graf alles erhalten hat.

11. Der von solchem Edelsinn entzückte Priester wünscht dem frommen Geber Gottes Segen und Verheiratung seiner sechs Töchter an Fürsten.

12. Dem Kaiser wird durch des Sängers Lied Vergangenes ins Gedächtnis zurückgerufen. Er erkennt im Sänger den Priester wieder, dem er einst jenen Dienst geleistet hat, und verbirgt gerührt seine Thränen. Die Umstehenden ahnen den Zusammenhang der Sache und blicken erfreut auf ihren Herrscher, an dem sich Gottes vergeltende Hand so sichtbar zeigt.

7. Fragen und Aufgaben zur Erörterung des Inhaltes.

An welchem Orte und in welcher Zeit fand die im Gedichte mitgeteilte Begebenheit statt? Was weißt du über Aachen zu sagen? Wie sah es wohl am Krönungstage im Kaisersaale aus? Außere dich über die Thätigkeit der Kurfürsten bei dem Krönungsmahle! Zeige, daß auch das Volk den regsten Anteil an dem Feste nahm! Warum hatte es Grund dazu, sich über die Wahl Rudolfs zu freuen? Mit

welchen Worten drückt der Kaiser seine Zufriedenheit über die Anordnungen des Festes aus? Was vermißt der Kaiser bei aller Pracht des Festes? Wie äußert er sich über die Macht und Wirkung des Gesanges und der Dichtkunst? Sprich dich über die äußere Erscheinung des auftretenden Sängers aus! Wie urteilt dieser über die Aufgabe und Wirkung des Gesanges? Welche Bitte richtet er an den Kaiser? Warum lehnte dieser dieselbe ab? Wodurch giebt der Kaiser zu verstehen, daß der Sänger den Höchsten der Erde gleichzustellen sei? Wie äußert sich der Kaiser über den Ursprung des Gesanges? — Denselben Gedanken, daß nämlich die dichterische Begeisterung sich nicht erzwingen lasse, sondern daß sie ein Geschenk des Himmels sei, hat Schiller auch anderwärts ausgesprochen.

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.“

(„Das Mädchen aus der Fremde“.)

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungetüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.“

(„Die Macht des Gesanges“.)

Der Stoff des nun folgenden Liedes stellt eine That aus Rudolfs früherem Leben dar, die seinem jetzigen Auftreten und Benehmen ganz ähnlich ist. Wie derselbe nämlich jetzt, an seinem Krönungsfeste, im ersten Vorgefühl der höchsten und glänzendsten Stellung auf Erden die Kunst des Gesanges so freudig verehrt und dem Sänger die höchste Ehre erweist, so hat er einst in seinen früheren Jahren in einem Diener des Herrn den Herrn selbst in Demut verehrt. — Sieh den Inhalt von des Sängers Liede an! — Man errät sofort, daß der Kaiser selbst jener „edle Held“ ist, der hier besungen wird, und daß die Demut vor dem Göttlichen, die ihn auf den Gipfel irdischer Macht und Herrlichkeit erhoben, der Lohn seiner edlen That ist. — Ist des Sängers prophetischer Wunsch in Erfüllung gegangen? — Welchen Eindruck machte der Gesang auf den Kaiser? welchen auf das Publikum? — „Wahrlich, durch die Erzählung des Sängers wurde der neue Kaiser ungleich höher geehrt, als durch die Bedienung der höchsten Fürsten; es war gleichsam eine zweite Krönung, die der wunderbar waltende Gott durch die Macht des Gesanges allem Volke kund werden ließ und dadurch den Demutsinn des Kaisers in herrlicher Weise ehrte.“

8. Grundgedanke des Gedichtes.

Jede fromme That, auch die stillgewirkte, findet hienieden schon den Lohn. — Gott krönet fromme Demut mit hohem irdischen Glück. — Der Gesang ist eine Macht; er macht unsterblich die fromme That.

9. Form des Gedichtes.

Die Strophen bestehen alle aus 10 Versen; die Verse sind vier- und dreifüßig, aus Jamben und Anapästsen zusammengesetzt. Die vier ersten Zeilen haben gekreuzte, die beiden folgenden gepaarte und die vier letzten umarmende oder einschließende Reime. — Die Sprache ist dem Inhalte aufs schönste angepaßt, voll Adel, Glanz und erhabnem Schwung in den fünf ersten Strophen, wo der Dichter von des Kaisers heiliger Macht, dem Festesjubel und des Gesanges wunderbarer Macht singt, — schlicht und einfach dagegen in denjenigen Strophen, wo er des Grafen fromme That besingt.

10. Schriftliche Übungen.

1. Darstellung der Stoffquelle des Gedichtes.
2. Gedrängte Darstellung des Gedichtes.
3. Der Kaisersaal am Krönungstage.

Ausführung:

Der Saal zu Aachen, in welchem die deutschen Kaiser gekrönt wurden, hieß der Kaiser- oder Krönungssaal. Er war groß und weit und geeignet, viele Personen aufzunehmen. Schon in grauer Vorzeit war er errichtet und daher von altertümlicher Bauart. — Hohe, starke Thüren, kunstvoll mit Eisen beschlagen, führten in den Saal. Mächtige Bogen und Wölbungen bildeten die hohe Decke, welche reich verziert war. Breite Fenster, fast vom Fußboden bis zur Decke reichend, erhellen den Saal. — Zu beiden Seiten der Hauptpforte standen zwei Ritter und hielten Ehrenwache. — Auf dem Raume zwischen der Thüre und der Tafel bewegten sich die gewandten Diener, welche Speisen und Getränke herbeitrugen. — In der Mitte des Saales stand die Tafel, reich besetzt mit silbernen Schüsseln und Tellern, goldenen Pokalen und Blumen. — Obenan saß der Kaiser, mit Purpur und Krone angethan, ihm zunächst, zur Rechten und Linken, die geistlichen und weltlichen Fürsten, welche die Erzämter auszuüben hatten. Der übrige Teil der Tafel wurde von anderen Großen des Reiches eingenommen, die in ihren strahlenden Rüstungen prächtig anzusehen waren. — Zur Seite des Kaisers stand der Sänger; er schlug die Harfe und ließ seine schönsten Lieder ertönen. — Im Hintergrunde hatte sich das Volk versammelt. Unten und auf der Galerie, die an der Hinterwand entlang lief und von starken Säulen getragen wurde, stand es dicht gedrängt und schaute mit frohen und zufriedenen Blicken den Kaiser an und seine Umgebung. (Nach Hentschel.)

4. Anhaltspunkte über die Sänger des Mittelalters in Goethes „Sänger“, Schillers „Gräf von Habsburg“, Uhlands „Sängers Fluch“.

Andeutungen:

a) Zeit des Minnegesanges. — Goethe: „Die Kette gieb den Rittern.“ — Schiller: „Zu Nachen in seiner Kaiserpracht, im altertümlichen Saale, saß König Rudolfs heil'ge Macht.“ — Uhland: „Es stand in alten Zeiten zc.“

b) Ort des Minnegesanges. — Goethe: „Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit zc.“ — Schiller: „Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis trat der Sänger zc.“ — Uhland: „Schon stehn die beiden Sänger im hohen Saulensaal.“

c) Aueres Erscheinen des Sängers. — Schiller: „Trat der Sänger im langen Talare; ihm glänzte die Locke silberweiß, gebleicht von der Fülle der Jahre.“ — Uhland: „Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar.“

d) Inhalt des Gesanges. — Schiller: „Er preiset das Höchste, das Beste zc.“ — Uhland: „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit zc.“

e) Art und Weise des Gesanges. — Goethe: „Und schlug in vollen Tönen.“ — Schiller: „Und der Sänger rasch in die Saiten fällt und beginnt sie mächtig zu schlagen.“ — Uhland: „Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll.“

f) Wirkung des Gesanges. — Goethe: „Die Ritter schauten mutig drein, und in den Schoß die Schönen zc.“ — Schiller: „Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da zc.“ — Uhland: „Die Hoflingschar im Kreise verlernet jeden Spott zc.“

g) Lohn des Sängers. — Goethe: „Der König, dem das Lied gefiel, ließ, ihn zu ehren für sein Spiel, eine goldne Kette reichen.“ — „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ — Uhland: „Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.“ (Die hier gegebene Disposition kann auch der Wiederholung der genannten Gedichte zu Grunde gelegt werden.)

11. Zur Vergleichung.

Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr;
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.
2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geiel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaa,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Noß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“
5. Schon stehn die beiden Säger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.
6. Da schlug der Greis die Saiten: er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.
7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.
8. Die Höflingschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.
9. „Ihr habt mein Volk verführet: verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.
10. Und wie vom Sturm zerstoßen ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm:
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Noß;
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.
11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis:
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten geht:
12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!“
13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein lehtes Köcheln in leere Luft verhaucht!"
15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
16. Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heidefeld;
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen. Das ist des Sängers Fluch.

28. Die Bürgschaft.

Friedrich v. Schiller.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“
2. „Ich bin“ spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“
3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Gh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erlassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen.“
4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“
5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Gilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da giehet unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.
7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Rachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähr,
Und der wilde Strom wird zum Meere.
8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“
9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Mut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die braufende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.
10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rote
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Gile
Mit drohend geschwungener Keule.
11. „Was wollt ihr!“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.
12. Und die Sonne versendet glühenden Brand.
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee;
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

13. Und horch! Da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen:
Und sieh! aus dem Felsen, geschwätzig, schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.
14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“
15. Und die Angst beslügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter.
16. „Zurück! Du rettetest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“
17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“
18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „ermürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“
19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum König bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!“

1. Geschichtliche Grundlage.

Den Stoff zur „Bürgschaft“ hat der Dichter, wie er in einem Briefe an Goethe selbst sagt, einem alten Schriftsteller entlehnt, der die Begebenheit also erzählt: Als in Sicilien der höchst grausame Dionys herrschte und seine Bürger hinrichten ließ, wollte Mörös den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen und führten ihn mit seiner Waffe zum König. Auf Befragen antwortete er, er habe den König töten wollen. Der König befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Mörös erbat sich von ihm einen Urlaub von drei Tagen, um seine Schwester zu verheiraten, und versprach dem Tyrannen, seinen Freund und Genossen Selinuntius zu stellen, welcher dafür bürgen würde, daß er am dritten Tage zurückkäme. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheiratung seiner Schwester und sagte dem Selinuntius, wenn Mörös nicht auf den Tag zurückkäme, müßte er die Strafe erleiden, Mörös aber sei frei. — Als dieser nach Verheiratung seiner Schwester zurückkehrte, wuchs der Strom von plötzlich entstandenem Ungewitter und Regen so an, daß er weder durchgehen, noch durchschwimmen konnte. Mörös setzte sich ans Ufer und fing an zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben müsse. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, da schon sechs Stunden des dritten Tages vorüber wären. Ihm antwortete Selinuntius, der Tag sei noch nicht verflossen. Da nun schon neun Stunden um waren, ließ der König den Selinuntius zum Kreuze führen. Indem er nun hingeführt wurde, da erst holte Mörös, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: „Halt ein, Henker, da bin ich, für den er gebürget.“ Der Vorfall wurde dem König gemeldet; dieser ließ sie vor sich führen, bat sie, ihn in ihre Freundschaft aufzunehmen, und schenkte dem Mörös das Leben. — Diese wenigen Zeilen, die uns ganz kalt lassen, gaben Schiller die Anregung zu einem seiner schönsten und vollendetsten Gedichte; der Inhalt desselben ist folgender:

2. Mitteilung des thatfächlichen Inhaltes.

Die Stadt Syrakus auf der Insel Sicilien wurde einst von einem Tyrannen beherrscht namens Dionys. Da schlich sich ein junger Mann, Mörös, einen Dolch in seinem Gewande verborgen, in den Palast des Tyrannen, um denselben zu töten. Er wurde aber von den Wächtern des Palastes als verdächtig angehalten

und, als man einen Dolch bei ihm erblickte, vor Dionys geführt. Auf Befragen, in welcher Absicht er den Palast betreten habe, gestand er sein Vorhaben, worauf der König befahl, Mörös ans Kreuz zu schlagen. Mörös erschrak über dieses Urtheil nicht, aber er bat Dionys um einen dreitägigen Aufschub der Todesvollstreckung, da er noch einmal in seine Heimat reisen wolle, um seine Schwester zu verheiraten; er versprach, seinen Freund Selinuntius als Bürgen zu stellen, den der König, wenn er nicht wiederkäme, an seiner Statt kreuzigen lassen möge. Tyrannen sind von Mißtrauen gegen ihre Mitmenschen erfüllt. Auch Dionys dachte nur arges bei der Versicherung des Mörös. Gleichwohl gestattete er die erbetene Frist mit der besondern Bemerkung, daß, wenn der Freund des Mörös sterben müsse, dieser dann frei sein solle. Mörös ging hierauf zu seinem Freunde, erzählte ihm kurz das Vorgefallene, und bat denselben, dem Könige als Bürge für ihn sich zu stellen. Selinuntius umarmte den Mörös als Zeichen der Einwilligung und lieferte sich dem Dionys aus. Mörös eilte in die Heimat, und ehe noch der Morgen des dritten Tages graute, befand er sich schon wieder auf der Rückreise. Bald aber ergoß sich Regen in Strömen, und als er gegen Mittag den Fluß erreichte, über den seine Straße führte, fand er denselben hoch angeschwollen und mußte sehen, wie die Brücke über denselben eben zusammenstürzte. Nun spähte er, von Sorge und Angst um seinen Freund erfüllt, nach dem jenseitigen Ufer, ob er da nicht einen Schiffer erblicke, der ihn in einem Kahn hinübersetze; aber sein Auge entdeckte niemanden, und sein Ruf, den er hinübersandte, blieb unerwidert. Jetzt sank er auf seine Kniee und bat den Zeus, des Stromes Loben zu stillen. Doch sein Flehen blieb unerhört; die Fluten wurden vielmehr noch wütender. Da endlich befeuerte die Angst seinen Mut; er sprang in den Strom und kam glücklich am jenseitigen Ufer an.

Sein Weg führte ihn ganz nahe an einem Walde vorbei. Eben hatte er denselben erreicht, da stürzte eine Rotte Räuber auf ihn zu; aber er entreißt dem ersten die Keule, schlägt damit drei tot zu Boden, worauf die anderen fliehen. Die Sonne scheint jetzt heiß, und Mörös kann, von ihrer brennenden Hitze und den furchtbaren Anstrengungen ermattet, nicht weiter; er ist in Gefahr zu verschmachten. Da fleht er abermals zu Zeus um Hilfe, und zwar diesmal nicht umsonst. Er hört alsbald das Murmeln einer Quelle, schleicht sich zu ihr hin und erquickt und stärkt sich an ihrem Wasser. — Schnell geht er nun weiter. Da begegnen ihm zwei Wanderer, aus deren Gespräch beim Vorbeigehen er die Worte versteht:

„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Mörös versteht den schrecklichen Sinn dieser Worte und verdoppelt seine Schritte. Da kommt ihm sein Hausverwalter, Philóstratus, entgegen und bittet ihn dringend, nicht nach Syrakus zu gehen, sondern, da

er seinen Freund nicht mehr retten könne, an seine eigene Sicherheit zu denken. Aber Mörös läßt sich nicht zurückhalten: er will, wenn er seinen Freund nicht mehr retten kann, doch durch den Tod mit demselben sich vereinen lassen.

Eben geht die Sonne unter, da erreicht er das Thor von Syrakus und sieht alsbald auf dem Markte seinen Freund am Kreuze in die Höhe ziehen. Mit Windeseile zwingt er sich durch die Menge und ruft dem Henker zu: „Halt ein, halt ein! Da bin ich, für den er gebürget!“

Die beiden Freunde stürzen sich lautlos in die Arme. Alles Volk ist tief ergriffen. Man bringt dem Könige schnell Kunde von dem Vorgange, und auch dessen Herz wird gerührt. Er läßt die beiden Freunde zu sich kommen, blickt sie lange verwundert an und bricht endlich in die Worte aus:

„Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In euerm Bunde der dritte!“

Erst nachdem die Schüler diese Vorerzählung mit Sicherheit wiedererzählen können, erfolgt das Vorlesen des Gedichtes,¹⁾ woran sich dann zunächst die Erklärung einzelner Ausdrücke anschließt.

3. Erläuterungen.

1. Tyrann, bei den Griechen einer, der die oberste Gewalt an sich gerissen hat. Wenn man nach unserm jetzigen Sprachgebrauch unter einem Tyrannen einen harten, gefeßlos herrschenden, grausamen Mann versteht, so muß man bei der Beurteilung jener Tyrannen, wie sie in der griechischen Geschichte uns entgegentreten, nur Männer sehen, welche gegen die bestehende Ordnung und ohne förmliche Wahl der Bürger die oberste Gewalt in einem Staate an sich gerissen haben; auf die Art und Weise, wie sie diese Gewalt ausüben, kommt es dabei nicht an. — Dionys war zugleich ein Tyrann in des Wortes gegenwärtiger Bedeutung. Einen solchen zeichnet Uhland meisterhaft in des „Sängers Fluch“:

„Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.“

2. Häsch er, Gerichtsdiener, Polizisten, Personen, die den Auftrag haben, Verbrecher zu erhaschen oder zu ergreifen.

¹⁾ Otto, Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichtes in der Muttersprache zu behandeln.

3. In Banden schlagen = fesseln, binden, einkertern.

4. Der Bürge ist eine Person, welche Sicherheit für das Versprechen eines zweiten an einen ersten gewährt; wird die Sicherheit durch Übergabe einer Sache gewährt, so heißt diese Pfand. Wer Bürgschaft leistet, verpflichtet sich, für einen andern etwas zu thun oder zu leiden, falls der andere es nicht selber thut oder leidet.

5. Entgegnet ihm finster der Wüterich, ruft er dem Hereintretenden entgegen.

6. Die arge List des Königs liegt in den Worten: „Doch dir ist die Strafe erlassen.“ Dadurch deutet er dem Mörös an, daß er entfliehen könne.

7. Rachen, Fährre = Rahn.

8. Zeus, der oberste und mächtigste Gott der Griechen. Er ist nach der griechischen Götterlehre ein Sohn des Saturnus und ein Bruder des Pluto und des Neptun. Bei den Römern heißt er Jupiter. — Die Brüder des Saturnus sind die Giganten, den Himmel stürmende Riesen. Die großen, riesenmächtigen Schatten, welche am Abende die Bäume und alle stehende Dinge werfen, nennt man gigantische Schatten, Riesenschatten.

9. Die Zinne ist das mit einem Geländer umgebene flache Dach eines Gebäudes. — „Zinne des Tempels.“

10. Wahn = irrige, falsche Meinung.

11. Rühren, des Keimes wegen statt Rührung.

4. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

a. Die Gliederung in referierender Form dargestellt.

Das Gedicht gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil umfaßt die Strophen 1—5 und bildet die Einleitung. Mörös will den Tyrannen Dionys ermorden, wird aber dabei ergriffen, verhört und zum Tode verurteilt. Er ist zum Sterben bereit und bittet um drei Tage Frist, damit er erst noch seine Schwester verheirate. Der König erfüllt seine Bitte, erklärt aber, daß, wenn er nicht zurückkehre, sein Freund, den er als Bürgen stellen will, für ihn sterben müsse. — Der zweite Teil, Strophe 6—17, enthält die Haupthandlung. Wir erfahren, daß Mörös bei seiner Rückkehr nach Syrakus alle Hindernisse überwindet. Er durchschwimmt den plötzlich angeschwollenen Strom, besiegt die Räuber, wendet sich, von Durst und Ermattung überfallen, betend an Zeus und wird aus einer hervorsprudelnden Quelle zur Weiterreise gestärkt, wovon ihn die Kunde von der stattfindenden Kreuzigung des Freundes, die er aus dem Gespräch zweier Wanderer und von seinem Hausverwalter Philostratus erhält, nicht zurückhalten kann. — Den dritten Teil bilden die drei letzten Strophen. Er stellt den glücklichen Ausgang dar. Mörös kommt noch zur rechten

Zeit nach Syrakus und verhindert die Kreuzigung des Freundes. Das Volk ist über seine Treue erstaunt, und der König, gleichfalls gerührt, schenkt ihm das Leben und bittet die beiden, ihn als Freund zu betrachten. — Den ersten Abschnitt kann man überschreiben: Mörös beim Könige und bei seinem Freunde. Für den zweiten eignet sich die Überschrift: Die Rückreise des Mörös. Der dritte Teil kann überschrieben werden: Die Ankunft des Mörös.

b. Die Gliederung in tabellarischer Form dargestellt.

- I. Mörös beim Könige und bei seinem Freunde.
 1. Die Verurteilung.
 2. Die Bitte um Frist.
 3. Die Gewährung der Frist.
 4. Die Aufforderung zur Bürgschaft.
 5. Die Leistung der Bürgschaft.
- II. Die Rückreise des Mörös.
 1. Der hemmende Strom.
 2. Der Mordanfall.
 3. Die Gefahr zu verschmachten.
 4. Die Versuchung durch den Hausverwalter.
- III. Der glückliche Ausgang.
 1. Die rechtzeitige Ankunft.
 2. Die Begnadigung.

5. Inhalt der einzelnen Strophen, resp. Überschriften zu denselben.

Die „Bürgschaft“ entspricht der Forderung, daß jede Strophe auch dem Inhalte nach ein kleines Ganzes bilde, aufs vollkommenste. Die einzelnen Überschriften können heißen: 1. Die Verurteilung. 2. Bitte um Frist. 3. Die Gewährung der Frist. 4. Die Aufforderung zur Bürgschaft. 5. Die Leistung der Bürgschaft. 6. Die Überschwemmung. 7. Der vergebliche Ruf nach Hilfe. 8. Das Gebet zum Zeus. 9. Das glückliche Wagnis. 10. Der Mordanfall. 11. Die siegreiche Gegenwehr. 12. Die Gefahr zu verschmachten. 13. Der rettende Quell. 14. Die schreckliche Botschaft. 15. Der besorgte Diener. 16. Die Beschwörung. 17. Der feste Entschluß. 18. Die rechtzeitige Ankunft. 19. Die Rührung. 20. Die Begnadigung. — Welche Überschrift läßt sich dem ganzen Gedichte geben? (Macht der Freundestreue.)

6. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

1. Das Gedicht ist eine Verherrlichung der Freundestreue. Durch welche Umstände wird es veranlaßt, daß die Freundestreue auf die Probe gestellt wird? (Mörös macht den Versuch, den Tyrannen zu

ermorden; sein Vorhaben mißglückt jedoch, und er wird zum Tode verurteilt. Die Bitte um Aufschub der Todesvollstreckung wird gegen das Anerbieten der Bürgschaft gewährt, welche Dionys annimmt und Selinuntius leistet.) — Warum machte Mörös den Mordversuch auf den Tyrannen? War er etwa dazu gedungen? (Daß er gedungen war, den Mordversuch zu wagen, kann man gar nicht annehmen; dazu ist sein Charakter viel zu edel; auch der Ausgang der Begebenheit spricht gegen jene Annahme.) — Warum besinnt sich der König, die Bitte des Mörös zu gewähren? Warum leistete Selinuntius sofort Bürgschaft? Wie ist es ihm während der drei Tage wohl ergangen? (Spott des Tyrannen; Vorwürfe seitens der Verwandten.)

2. Wie lange dauert die Rückreise des Mörös? Mit welchen Worten ist das angedeutet? („Ghe das dritte Morgenrot scheint“ — „die Sonne geht unter, da steht er am Thor.“) — Auf dem Rückwege wird die Treue des Mörös schweren Prüfungen unterworfen. Welche natürliche Hindernisse treten ihr entgegen? (a. Die Überschwemmung, b. die raubende Rotte, c. die körperliche Ermattung.) — Unterscheide diese Hindernisse nach ihrem Ursprung! (Das erste geht von der Natur aus, das zweite von feindlichen Menschen, und das dritte entspringt aus der Schwäche der eigenen Natur.) — Wie überwindet Mörös die drei Hindernisse? (Das erste besiegt er durch Mut und Kraft; das zweite überwindet er durch verzweifelte Kraftanstrengung; das dritte besiegt er durch den Einfluß höherer Mächte.) — Welche inneren Hindernisse, d. h. Versuchungen, hatte Mörös zu besiegen? (a. Durch die versänglichen Worte der Wanderer: „Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen“ mußten Zweifel an dem Gelingen der Rettung seines Freundes in ihm entstehen. b. Die Nachricht des treuen Dieners mußte ihm vollends jede Hoffnung nehmen, den Freund retten zu können; dazu fordert jener ihn so dringend auf, zurückzubleiben, zu fliehen, damit er das eigene Leben rette. c. Auch deutet der Hausverwalter an, daß die Ankunft des Mörös dem Freunde in keinem Falle nutzen werde; der Tyrann werde beide hinrichten lassen.) — Mit welchen Worten ist der Sieg des Mörös über diese Versuchung ausgesprochen? („Und ist es zu spät etc.“) — Denkt an die Geschichte, aus der Schiller den Stoff zu seinem herrlichen Gedichte geschöpft hat! Sind da auch so viel Hindernisse angegeben, die Mörös zu beseitigen hat? Welche Hindernisse hat also der Dichter erfunden oder erfonnen? — Die vom Dichter erfundenen Hindernisse haben einen zweifachen Zweck; welches ist der wohl? (a. Sie entschuldigen die späte Ankunft des Mörös, b. stellen sie dessen unerschütterliche Treue ins hellste Licht.) — In welche Abschnitte ist des Mörös Heimreise durch die Hindernisse geteilt? — Die einzelnen Abschnitte des Weges sind auch von der Sonne scharf geschieden. Mit welchen Worten deutet der Dichter die Tageszeiten an?

1. Den Morgen: „Ehe das dritte Morgenrot scheint.“
2. Den Mittag: „Im Mittag steht die Sonne.“
3. Die ersten Stunden des Nachmittags: „Die Sonne versendet glühenden Brand.“
4. Die spätern Stunden des Nachmittags: „Die Sonne blickt durch der Zweige Grün und malt auf den glänzenden Matten der Bäume gigantische Schatten.“
5. Den Abend: „Es schimmern in Abendrots Strahlen von ferne die Zinnen von Syrakus.“
6. Die Nacht: „Die Sonne geht unter.“

3. Welchen Eindruck machte die Ankunft des Möros auf das versammelte Volk? Welche Wirkung machte die Treue des Möros auf den König? Welchen Wunsch spricht der Tyrann schließlich aus? — Das war ein kühner Wunsch im Munde des Tyrannen; weshalb? — Woraus kann man auf die Festigkeit des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Möros und Selinuntius schließen? (a. Möros überwindet alle äußern und alle innern Hindernisse, um nicht untreu zu werden, um seinem Freunde das gegebene Wort zu lösen. b. Selinuntius verliert die Hoffnung auf die Wiederkehr seines Freundes keinen Augenblick, und aller Hohn des Tyrannen konnte ihn in dem Glauben an seines Freundes Treue keinen Augenblick wankend machen.) — Möros' Seele wird von der Treue gegen den Freund ganz erfüllt, ganz beherrscht. Was herrscht, ist eine Macht, und die Freundestreue ist fürwahr eine Tugend, die viel vermag; das sehen wir an Möros. Die Treue macht seine Arme gewaltig gegen die Flut des Stromes; sie macht ihn stark zum Kampfe gegen die raubende Rote; sie hält seine Sinne in der Ermattung wach, daß er die erfrischende Quelle endeckt; sie giebt ihm Kraft, auch die inneren Hindernisse zu besiegen; sie läßt in Möros' Seele die Furcht vor dem Tode nicht aufkommen; sie rettet den Freund und rührt das Volk; sie befehrt endlich den Tyrannen, und das ist der schönste und glänzendste Triumph, den die Freundestreue feiert. Inwiefern kann also die Freundestreue eine Macht genannt werden?

„Herrlich erscheint der Treue Gewalt im Kampf mit den Räubern,
Herrlich im Kampf mit dem Strom und mit des Tagesgestirns
Alles versengender Blut; doch höheren Sieg noch erringt sie,
Da an der Göttlichen Strahl schmilzt des Tyrannen Gemüt.“

(H. Viehoff.)

Ja, die Freundestreue ist eine Macht, und das ist es eben, was der Dichter an dem Beispiele des Möros und seines Freundes veranschaulichen wollte.

7. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.
2. Inhalt und Gliederung desselben.
3. Charakterschilderung des Möros.

Ausführung:

Mörös ist ein starker, gewandter und kühner Mann; er durchschwimmt den Strom, schlägt mit gewaltiger Hand die Räuber nieder und widersteht der glühenden Sonnenhitze. — Stark und fest wie sein Körper ist sein Wille; kein Hindernis, keine Gefahr, keine Drohung schreckt ihn. — Er haßt die Knechtschaft und liebt die Freiheit, für die er zum Dolche greift. — Kleinmut und Verzagtheit sind ihm fremd; mutvoll ist er zum Sterben bereit. — Hart und rücksichtslos gegen sich selbst, ist er zart und edel gegen andere. Mit inniger und herzlicher Liebe ist er seiner Schwester zugethan; die letzten Stunden seines Lebens sollen nur ihr und ihrem Wohlergehen gehören. — Wahre, opferfähige Freundschaft besteht zwischen ihm und seinem Freunde. Er darf ihn dem Könige zum Bürgen anbieten, ob es sich bei dieser Bürgschaft auch um das Leben handelt. Er selbst aber beweist seinem Freunde die heldenmütigste Treue. Allen Versuchungen widersteht er, alle Hindernisse bekämpft und überwindet er in heißem Ringen. „Er schlachte der Opfer zweie und glaube an Liebe und Treue“, spricht er. — Mörös ist eines der schönsten Beispiele von Freundestreue. (Hentschel.)

29. Der Kampf mit dem Drachen.

Friedrich v. Schiller.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Was rennt das Volk, was wälzt
sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flam-
men?</p> <p>Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm — welch Aben-
teuer! —
Bringt man geschleppt ein Unge-
heuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den
Drachen.</p> <p>2. Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt
und schaut,
Der Hirt und Herden uns ver-
schlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel' andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!“</p> | <p>Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johannis des Täufers
Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Räte sind versammelt worden.</p> <p>3. Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem
Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem
Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und
spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht;
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsenfleg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“</p> <p>4. Doch streng blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held
gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter
ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.</p> |
|---|---|

- Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum
ficht,
Sie schmücket mit des Kreuzes
Zeichen?"
- Und alle rings herum erblicken.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig
zeigt.“
5. „Und diese Pflicht, mein Sohn,“
versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit freulem Mut ge-
waget!“ —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,“
Spricht jener mit gesetztem Geist;
„Denn des Gesetzes Sinn und
Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedacht'ig zog ich hin,
Das Ungeheuer zu betriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu
siegen.“
6. Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem
Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmut und die Streitbegier;
Ja selbst im Traum der stillen
Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte.
Und wenn der Morgen dämmernd
kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.
7. Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmücket den Jüngling, ehrt
den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und
Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
- Begegneten im Kampf dem Leu'n,
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befreien,
Und ließen sich das Blut nicht
dauren.
8. Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen
Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter;
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Doch seinen Mut muß Weisheit
leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: Ich hab's ge-
funden!
9. Und trat zu dir und sprach dies
Wort:
Mich zieht es nach der Heimat
fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen
Bitten,
Und glücklich ward das Meer durch-
schnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen
Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers
Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar
schirmet.
10. Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der
Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde
dräun
Der Zähne stachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes
Spitze;
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich
schlänge.

11. Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch
und Drache,
Gezeugt in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
Die heß' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.
12. Und wo des Bauches weiches Bließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu
packen,
Die spizen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,
Besteige mein arabisch' Roß,
Von adeliger Zucht entstammt;
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich los,
Und stachl' es mit den scharfen
Sporen,
Und werfe zielend mein Geschöß,
Als wollt ich die Gestalt durchbohren.
13. Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel
schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht raff' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut.
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen
Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu
ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.
14. Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz;
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrtten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und, von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.
15. Das Kirchlein kennst du, Herr,
das hoch
Auf eines Felsenberges Foch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein:
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.
16. Tief in den Fels, auf dem es
hängt,
Ist eine Grotte eingesprenzt,
Vom Tau des nahen Moors be-
feuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht
leuchtet.
Hier haufete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und
Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum
Frasse.
17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Oh' ich den schweren Strauß be-
gann;
Hin kniet' ich vor dem Christus-
kinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen
um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurück bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend auf Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.
18. Kaum seh' ich mich im ebenen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu
keuchen,
Und bäumet sich und will nicht
weichen.
Denn nahe liegt, zum Knäuel geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt

- Und sonnet sich auf warmem
Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähmend teilet
Und von sich haucht den gift'gen
Wind
Und winselnd wie der Schafal heulet.
19. Doch schnell erfrisch' ich ihren
Mut;
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer ver-
sende.
Doch machtlos, wie ein dürrer
Stab,
Brast er vom Schuppenpanzer ab;
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da häumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskensblick
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jezo war's um mich geschehen.—
20. Da schwing' ich mich behend vom
Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide
bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes
Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen
Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grim'm'gen
Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.
21. Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den
Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes
Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir ver-
gehn.
- Und als ich neu gestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der
Drache.“ —
22. Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen;
Und, zehnfach am Gewölb' ge-
brochen,
Wälzt der vermischten Stimmen
Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens
Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke
zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.
23. Und spricht: „Den Drachen, der
dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer
Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem
Orden,
Und einen schlimmern Wurm gear
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz ver-
giftet,
Die Zwietracht und Verderben
stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech em-
pöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zer-
stört.
24. Mut zeigt auch der Mameluck,
Behorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt —
Drum wende dich aus meinen
Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht
trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht
schmücken.“

25. Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das
Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüng-
ling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge
Hand

Und geht. Der folgt ihm mit dem
Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein
Sohn!
Dir ist der här't're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst be-
zwungen.“

1. Geschichtliche Grundlage des Gedichtes.

Der Inhalt des Gedichtes findet sich umständlich genau in Vertots Geschichte der Johanniter, wonach das Ereignis stattgefunden unter Helion de Villeneuve, Großmeister des Ordens von 1323—1345. Der kühne Ritter hieß Dieudonné (Deodat) von Sozon. Derselbe wurde nach dem Tode des Großmeisters 1346 zum Nachfolger erwählt und starb als solcher 1353. Sein Grabmal zierte die Aufschrift: Draconis extincor (Drachentöter). — Die ausführliche Mitteilung des Vorganges nach der Quelle ist nicht von nöten, da Schiller sich im ganzen genau an letztere angeschlossen hat.

2. Erläuterungen.

1. Rhodus, Hauptstadt auf der an der Südwestküste von Kleinasien liegenden Insel gleichen Namens.

2. Lindwurm (aus lint und wurm, von welchen Wörtern jedes Schlange bedeutet, zusammengesetzt) wird vom Dichter abwechselnd mit Drache und Wurm gebraucht.

3. Sankt Johannis des Täufers Orden, die Ritter des Spitals, die Mitglieder des Johanniter-Ordens, die Hospitaliter. — Kurz vor den Kreuzzügen, nämlich 1048, hatten Kaufleute aus Amalfi in Jerusalem ein Benediktinerkloster gekauft und dasselbe als Zufluchtsstätte für die von den Muselmännern bedrückten Christen eingerichtet. Dieses Kloster hatte fortan ein Hospital für Pilger, und die dort dienenden Mönche wurden zunächst Hospitaliter genannt, empfangen aber später den Namen Johanniter, nach einer neuen Kapelle, welche man dem hl. Johannes dem Täufer weihte. Diese Genossenschaft verwandelte der derzeitige Abt Raimund de Puy im Jahre 1120 in einen geistlichen Ritterorden, dessen Glieder das Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit ablegten. Die Mitglieder zerfielen in Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Den Schutz der Christen gegen die Ungläubigen übernahmen erstere, die Leitung und Besorgung des Gottesdienstes die Priester; die Armen- und Krankenpflege war der Beruf der letzten Klasse. Sie trugen als Ordenstracht einen schwarzen Mantel mit einem achtspeizigen weißen Kreuze. Lange widerstand ihre Tapferkeit den türkischen Waffen; endlich mußten sie aus dem Lande weichen und zogen nach Rhodus (1310), und als sie auch hier von den Feinden vertrieben wurden,

gingen sie nach der kleinen Felseninsel Malta (1530). Darum haben sie auch den Namen Rhodiser= und Malteser=Ritter geführt.

4. Die tapferen Helden der heidnischen Sage sind die Heroen oder Halbgötter der Griechen, wie Herkules und Theseus, welche die leidende Menschheit von allerlei übermenschlichen Plagegeistern befreiten. Herkules besiegte den unverwundbaren nemeischen Löwen; Theseus tötete den Minotaurus im Labyrinth zur Areta.

5. Ur = Auerchs.

6. Sarazenen, eigentlich Morgenländer; später = Araber.

7. Den versuchten, eingeübten, erprobten Rappen.

8. Mirakel = Wunderwerk, hier = Gnadenbild.

9. Höllendrache, der Satan, der die Christen zu verderben sucht.

10. Schakal, ein in ganz Asien häufig vorkommendes Tier, wolf= oder fuchsähnlich; wegen seiner Farbe gewöhnlich Goldwolf genannt.

11. Der Gifthauch des aufgesperzten Rachens, das Geheul und der Basiliskenblick, das sind drei Eigentümlichkeiten, welche dem nachgebildeten Drachen nicht mitgeteilt werden konnten.

12. Mamelucken hießen ursprünglich die kaukasischen Sklaven, welche ein Sultan Ägyptens im 13. Jahrhundert kaufte und kriegerisch ausbilden ließ. In diese unter den Türken stehende Sklaventruppe wurden auch die Gefangenen eingereiht, welche vom Christentum zum Islam abfielen. „Um so demütigender ist des strengen Meisters Wort: Mut zeigen, heißt nur etwas thun, dessen auch die Sklaven der Ungläubigen fähig sind; aber Demut und Gehorsam üben nach dem Vorbilde des Herrn, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war, bis zum Tode, das ist der Schmuck eines christlichen Ritters.“

13. Mit dem Gewand legt der Ritter das Kreuz ab und empfängt mit dem Kreuze das Gewand wieder. Zwei Kämpfe sind dem Ritter gelungen, der harte über den Drachen im Moore, der härtere über den schlimmeren Wurm im Herzen, über den Geist des Hochmuts und der Widerspenstigkeit.

3. Inhalt und Gedankengang des Gedichtes.

Der Dichter schildert zuerst den Triumphzug des Ritters nach dem Kloster durch die Straßen von Rhodus, beginnt also eigentlich mit dem Ende. Hieran reiht sich des Jünglings Mitteilung an den versammelten Orden über die gelungene Tötung des Drachen, auf die dann unmittelbar die sehr ernste Vorhaltung des Großmeisters wegen frecher Verletzung der ersten Ritterpflicht folgt. Diese veranlaßt den Jüngling, umständlich seine That zu rechtfertigen und als im Sinne des Gesetzes darzustellen, und zwar dadurch, daß er sagt, er habe sie nicht unbedachtam unternommen, wie jene fünf vom Ungeheuer

zerrissenen Ordensbrüder, und zu zeigen sucht, wie der christliche Ritter noch mehr, als die in Liedern gepriesenen tapfern heidnischen Helden die Pflicht habe, seine Mitmenschen von jeder Not zu befreien. Um zu beweisen, wie bedachtsam und klug er zu Werke gegangen sei, erzählt er ganz ausführlich, in welcher Weise er sich, sein Ross und ein Doggenpaar drei Monate lang zu diesem Kampfe vorbereitet habe. Der Dichter benutzt diesen Umstand, um uns das Ungeheuer noch vor dem Kampfe zu schildern und uns mit seinem am Fuße eines Kirchleins liegenden Aufenthaltsorte bekannt zu machen. Nun folgt die Schilderung des Kampfes, und damit schließt der Jüngling. Volk und Ordensbrüder äußern sich darauf sehr beifällig über die kühne That; aber der Großmeister tadelt sie hart, entwickelt dabei den Zweck des Ordens und zeigt, daß der Jüngling aus eitlen Ruhm gehandelt habe und darum ferner nicht würdig sei, sich mit dem Ordenskreuz zu schmücken. In natürlicher Weise schließt sich hieran eine Schilderung des Eindrucks, den dies Urtheil auf das Volk, die Ordensbrüder und den Jüngling hervorbringt. Die Begnadigung des Ritters, nachdem er sich bescheiden unter das Ordensgesetz und die zuerkannte Strafe unterworfen, bildet den Schluß des Gedichtes. (Üben.)

4. Gliederung des Gedichtes.

1. Der siegreiche Einzug des Ritters mit dem erlegten Drachen. (Str. 1—2.)
2. Die kurze Meldung der Heldenthat durch den Jüngling. (Str. 3.)
3. Der Vorwurf und die Anklage des Ordensmeisters. (Str. 4—5.)
4. Die Verteidigungsgründe des Ritters gegen die erhobene Anklage. (Str. 6—21.)
5. Der Eindruck der Verteidigungsrede. (Str. 22—24.)
6. Der Sieg des Ritters über sich selbst. (Str. 25, Vers 4, 5 und 6.)
7. Die Begnadigung des Ritters. (Str. 25, Vers 7—12.)

5. Inhalt der einzelnen Strophen, resp. Überschriften zu denselben.

1. Der Einzug des siegreichen Ritters. 2. Der Jubel des Volkes und die Lobpreisung des Jünglings. 3. Die Meldung der Heldenthat. 4. Des Ordensritters erste Pflicht. 5. Die Anklage des Ordensmeisters und die Rechtfertigung des Jünglings im allgemeinen. 6. Das Mitleid des Ritters mit den gefallenen Brüdern und mit den Leiden des Volkes. 7. Die Heldenthaten der Heroen der Vorzeit. 8. Die Aufgabe des Ritters. 9. Der Urlaub; die Nachbildung des Ungeheuers. 10. Die Schilderung des nachgebildeten Drachen. 11. Die Einübung der Doggen. 12. Die Einübung des Rosses. 13. Die Beharrlichkeit des Ritters; seine Rückkehr nach Rhodus. 14. Der Entschluß des Ritters, den Kampf mit dem wirklichen Drachen zu wagen. 15. Das Kirchlein auf Rhodus. 16. Aufenthaltsort des Drachen. 17. Rüstung

der Seele und des Leibes. 18. Schrecken des Rosses und der Doggen. 19. Angriff des Ungeheuers seitens des Ritters. 20. Die Not des Ritters; Rettung durch die Hunde. 21. Sieg des Ritters. 22. Lob und Fürsprache des Volkes und der Ordensbrüder. 23. Die Beurteilung der That des Ritters. 24. Die Beurteilung des Ritters selbst. 25. Begnadigung des Ritters.

6. Fragen und Aufgaben zur Vermittelung des Verständnisses.

1. Gib die Äußerungen des Volkes auf dem Wege zum Kloster an! Welche Mitteilung macht der Jüngling seinem Großmeister zunächst? Wie urteilt dieser über des Jünglings kühne That? Mit welchen Worten erkennt er des Jünglings heldenmütigen Sinn an? Mit welchen Worten bezeichnet er die Heldenthat als eine Verletzung der ersten Ritterpflicht? Wie sucht der Jüngling seine That zu rechtfertigen? (Die Verteidigungsgründe, welche der Jüngling anführt, sind folgende: 1. Er nahm an, das Verbot sei kein unbedingtes; 2. sein Verfahren gegenüber dem Wagnisse der andern Ordensbrüder schien eine Übertretung bedingungsweise zu rechtfertigen; 3. das Mitgefühl mit den gefallenen Brüdern und mit den Leiden des Volkes regte sich im Herzen; 4. das Beispiel der Heroen der Vorzeit trieb ihn dazu an; 5. die Ritterpflicht schien es zu fordern; 6. der angeborene Heldensinn reizte dazu an; 7. die Vernunft zeigte die Möglichkeit des Gelingens; 8. zur speciellen Rechtfertigung schildert er die Art und Weise des Kampfes und seinen Erfolg.) — Erzähle, welche Vorbereitungen zum Kampfe der Jüngling traf! Beschreibe das Drachenbild, das er anfertigen ließ! Erzähle, was er that, um seine Doggen und sein Roß für den Kampf einzuüben! — Wodurch werden die letzten Bedenken des Ritters, ob er den Kampf aufnehmen solle, beseitigt? Wo hauset das Ungeheuer? Beschreibe das Kirchlein auf der Höhe! Worin besteht die letzte Vorbereitung des Ritters zum Kampfe? Schildere den Kampf mit dem Drachen! Sprich dich darüber aus, welchen Eindruck die Schilderung des Kampfes auf das Volk und auf die Ordensbrüder machte! Wie wird die Verteidigungsrede von dem Großmeister aufgenommen? Mit welchen Worten weist er den Jüngling aus dem Orden? Wie verhielt sich das Volk bei der Beurteilung des Jünglings? Wie die Ordensbrüder? Wie jener selbst? Worin besteht der „härtere Kampf“, der dem Ritter gelungen? (In der edlen Selbstverleugnung; in der bescheidenen Unterwerfung unter das Ordensgesetz und die zuerkannte Strafe.) — Wie wurde die edle Selbstüberwindung und Demütigung des Ritters belohnt? (Er erhielt Verzeihung seines Fehlers und ein Kreuz, vielleicht das Komturkreuz, als Zeichen einer höhern Würde.)

2. Beweise, daß der Jüngling Körperstärke und Körpergewandtheit besaß! Zeige, daß er mitleidig war! Daß er unerschrocken, mutig, tapfer und kühn war! Daß er Beharrlichkeit und Ausdauer

besaß! Desgleichen, daß er Klugheit und Geistesgegenwart besaß! Daß er bescheiden und demütig war? — Warum durfte er die kühne That nicht unternehmen? Zeige, daß er seinen Fehler einsah! Daß er denselben bereute! — Wie unterscheidet sich der Großmeister von den Ordensrittern? Zeige, daß er gerecht war! Daß er in seinen Grundsätzen fest und unerschütterlich war! Daß ihm das Gesetz über alles hoch stand! — In welchem Augenblicke gefällt dir der Großmeister am besten? Und der Jüngling? — Ja, da möchte man beide mit umarmen.

7. Grundgedanke des Gedichtes.

Ritterlicher Heldennut verdient Lob und Anerkennung; ungleich höher indes steht der freudige Gehorsam und die demütige Unterwerfung unter die Pflicht des Gesetzes.

8. Zweck des Gedichtes.

Der Dichter beabsichtigte nicht, die Heldentüchtigkeit des Ritters durch dessen Sieg über den Drachen darzustellen, sondern dessen christliche Demut, die vollkommenste Selbstüberwindung und tiefste Demütigung bei der größten Tapferkeit und dem höchsten Mute. Die Worte der Überschrift: „Der Kampf mit dem Drachen“, haben einen doppelten Sinn, indem sie sich einmal auf den Kampf mit dem eigentlichen Lindwurm beziehen, dann aber auch auf die Worte des Meisters:

„Und einen schlimmern Wurm gear
Dein Herz, als dieser Drache war.“

9. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist nach Form und Gehalt eine Perle unserer Litteratur. Die einzelnen Strophen bestehen aus drei vierzeiligen Gliedern, zwei sich gleichen Stollen und einem Abgesang. Das Versmaß ist das jambische. Die Aufeinanderfolge der teils männlichen, teils weiblichen Reime ist aa bb cc dd e f e f. — Die Sprache ist äußerst glänzend und von höchstem Wohlklang; viele Stellen des Gedichtes besitzen eine große malerische Kraft.

10. Schriftliche Übungen.

1. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.
2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen in Form von kurzen Überschriften.
3. Erzählung nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Ereignisse.
4. Schilderung des Kampfes mit dem Drachen.
5. Charakterschilderung des Großmeisters.

6. Charakterschilderung des Ritters.

Ausführung:

Der Ritter (Dieudonné von Gozon) besitzt eine Menge trefflicher Eigenschaften. Wie sich von jemandem, der sich dem Ritterstande widmet, erwarten läßt, ist er kraftvoll und gewandt. Mit starker Faust stößt er dem Drachen das Schwert ins Gekröse; behend schwingt er sich vom Roß, und schnell zieht er das Schwert. — Mut und Tapferkeit beseelen ihn; den furchtbaren Lindwurm, der schon manchen Ritter tötete, will er bekämpfen. — Bei Kraft und Mut wohnen Geistesgegenwart und Klugheit; das zeigt sowohl die planmäßige Vorbereitung zum Kampfe als dieser selbst. — Nicht eitle Ruhmsucht treibt ihn zum kühnen Wagen, sondern herzliches Erbarmen mit dem bedrängten Volke. — Vor dem Kampfe wendet er sich im Gebet zu Gott; er ist frommen und gläubigen Sinnes. — Aber bei allen guten Eigenschaften hat der Jüngling auch Schwächen. Er ist nicht frei von Eigendünkel. Er hält sich für weiser als den Meister, der den Kampf mit dem Drachen aus gutem Grunde untersagte. — Er handelt gegen das erlassene Verbot des Ordensmeisters; er ist ungehorsam. — Auch ist er unredlich; denn er verschafft sich den Urlaub durch Angabe falscher Thatsachen. Aber seine Fehler erscheinen dadurch in einem milderen Lichte, daß er, durch den Großmeister von seinem Irrtum überzeugt, sich in Demut beugt.

7. Das Kirchlein auf Rhodus.

Ausführung:

Das Kirchlein auf Rhodus, das der Ritter vor Beginn des Kampfes aufsuchte, lag auf der Spitze eines hohen Felsberges; weit bis an die Grenzen der Insel und darüber hinaus war es zu sehen. — Ein steiler Weg führte zu ihm hinauf; neun und neunzig Stufen mußten erstiegen werden, ehe man es erreichte. — Es war klein und schmucklos in seinem Äußern; aber sein Inneres barg ein köstliches Kleinod, ein berühmtes Marienbild mit dem Jesuskinde, umgeben von den Weisen aus dem Morgenlande. — Nie war es leer auf den Stufen und am Altare; tausende von Gläubigen wallfahrteten dorthin, um Trost in Leiden, Rettung aus Not, Mut zu kühner That zu ersehen. — Eine herrliche Aussicht erfreute dort oben Auge und Herz. Man überschaute nicht nur das ganze schöne Eiland mit seinen Bergen und Thälern, seinen Wiesen und Wäldern, sondern blickte noch tief in das weite, unendliche Meer hinein. — Aber bald durfte niemand mehr der schönen und heiligen Stätte nahen; denn in einer Höhle am Fuße der Felsenhöhe hauseten ein gieriger Drache. Betrat jetzt ein frommer Pilger den Felsenweg zum Kirchlein, so fand er sicher den Tod. (Hentschel.)

30. Schwäbische Kunde.

Ludwig Uhland.

1. Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüßt und leer.
Dasselbst erhob sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitermann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
2. Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand.
Des Köhlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Doch hätt' er's nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
3. So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünzig türkische Reiter daher;
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
4. Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
5. Da walt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
6. Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
7. Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehn in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

8. Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war:
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
9. Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen
Und sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' sich nicht zu lang':
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche.
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.“

1. Vorbereitung der Auffassung.

1. In der zweiten Hälfte des Mittelalters kam ganz Europa in Bewegung, um das heilige Grab zu Jerusalem und wo möglich ganz Palästina den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das war aber keineswegs eine leichte Aufgabe. Denn sowohl die aus ihren südlichen Wüsten hervorgebrungenen Araber wie die aus den nördlichen Steppen herabgekommenen türkischen Stämme waren kriegerische Völker, tapfere und gewandte Reitercharen, mit der Natur des Landes und des Klimas vertraut, während die Franzosen, Engländer und Deutschen, aus denen die Kreuzheere vorzugsweise bestanden, nicht nur mit dem Feinde, an dessen Kampfarm sie nicht gewöhnt waren, sondern auch mit ebenso ungewohnten Entbehrungen und Beschwerlichkeiten, die sich aus der Beschaffenheit des Landes ergaben, zu kämpfen hatten. Dazu kam die unter den Christen immer wieder ausbrechende Uneinigkeit, das Hadern um die größere Ehre und den größern Besitz, so daß das schon Gewonnene zuletzt doch wieder verloren ging. — Im Jahre 1189 unternahm auch der Kaiser Friedrich Barbarossa einen Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Landes. Saladin, Sultan von Aegypten und Syrien, hatte 1187 Jerusalem erobert und den Halbmond auf die christlichen Kirchen gepflanzt. Kaiser Friedrich, der von Regensburg aufbrach, schlug das Heer des Sultans von Iconium in Kleinasien, eroberte diese Stadt, fand aber bald darauf im Flusse Saleph seinen Tod. In dem Heere Friedrichs befanden sich besonders viele Ritter aus Schwaben, das ist das Land zwischen Oberrhein und Neck. Die Schwaben haben, wie jedes andere Volk ihre Eigentümlichkeiten und zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß sie recht still in sich gelehrt sein können, nicht viel Wesens machen, ruhig und gelassen ihres Weges gehen, ohne andere zu stören und ohne sich selbst durch kleine Störungen aus der Ruhe bringen zu lassen. Dieser löblichen Eigenschaften ungeachtet, haben die Schwaben manchen Spott von andern deutschen Volksstämmen erfahren. So sagt man: „Der Schwabe wird nie klug“, oder „vor dem vierzigsten Jahre nicht klug.“ Ferner: „Welches Land liefen die

Schwaben nicht aus!“ Macht jemand einen unüberlegten, von Geistesbeschränktheit zeugenden Streich, so wird er als ein „Schwabensreich“ bezeichnet. Aber ungeachtet dieser weitverbreiteten Redensarten hat Schwaben nicht nur eine große Reihe der gewaltigsten Helden und Kaiser, sondern auch der berühmtesten Dichter hervorgebracht, wie in letzterer Beziehung schon die Namen: Schiller und Uhland beweisen. Vielleicht giebt es keinen deutschen Stamm mehr, der den Grundtypus des deutschen Wesens so rein erhalten hat, wie der schwäbische. Der gutmütige Schwabe erträgt zwar mit Gelassenheit eine Zeitlang die Angriffe auf seine Person, aber weiß sie auf das kräftigste zu züchtigen, wenn dieselben feindselige Absichten verraten.

2. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert uns das Verhalten jenes schwäbischen Ritters, der sich in dem Kreuzheere Friedrichs I. befand, und der in Kleinasien, kurz vor der oben erwähnten Schlacht bei Konium, eine Heldenthat verrichtete, die uns in Staunen und Verwunderung setzt. In einem alten Werke (Annales Suevici von Crusius) wird darüber also berichtet: „Auf diesem Zuge (3. Kreuzzuge) soll ein Allemanne von riesigem Körper und ungeheurer Kraft weit hinter den Seinen zurückgeblieben sein, da er langsam sein durch die Anstrengung ermüdetes Pferd führen mußte. Fünfzig Sarazenen beschossen ihn aus der Ferne mit Pfeilen. Doch da er durch seinen Schild und starken Panzer geschützt war, verfolgte er ungestört seinen Weg. Als aber einer von den Feinden, den seine Kühnheit stach (ärgerte), an ihn heranritt und mit dem Schwerte nach ihm schlug, hieb dieser mit starker, heldenhafter Hand die beiden vordern Füße des feindlichen Pferdes mit einem Schlage ab. Und da dieser noch auf dem gefallenem Pferde sitzen blieb, hieb er Kopf, Brust, Bauch, ja auch den Sattel des Pferdes mit einem Schlage des Schwertes durch, so daß er auch noch den Rücken des Pferdes verwundete.“ — Wer kann die Geschichte von dem starken Ritter wiederholen? —

3. Aus dieser Anekdote hat Ludwig Uhland ein vortreffliches Gedicht geschaffen, das ich euch jetzt vorlesen will. Nach dem Vorlesen kann zunächst ein kurzer Vergleich zwischen dem Gedichte und dem vorgefundenen Stoffe stattfinden. Was hat Uhland von der Anekdote beibehalten? Was hat er hinzugedichtet? Hat er auch etwas weggelassen? Mit welchen Eigenschaften hat er seinen Helden ausgestattet? Welche Eigenschaften verrät der Ritter in der dem Gedichte zu Grunde liegenden Erzählung? (Nur Körperstärke und Körpergewandtheit befundet er, während der Uhlandsche Held daneben auch Verstand und Mutterwitz besitzt.)

2. Erläuterungen.

1. Kunde, Nachricht; hier gleich Sage.
2. Lobesam oder Lobesan bedeutet löblich, lobwürdig, lobenswert; jetzt ist das Wort veraltet.

3. Fromm wird das Heer genannt, nicht als ob die Ritter und Mannen einer besondern Frömmigkeit sich befließigt hätten, sondern weil es zu einem frommen Zwecke ausgezogen war; die Streiter betrachteten den Kreuzzug als ein Gott wohlgefälliges Werk.

4. Den Trunk sich abgethan = den Trunk sich abgewöhnt, den Trunk abgelegt. — Die Deutschen, namentlich aber die Soldaten früherer Zeit, standen immer in dem Rufe, starke Becher zu sein. Was letztere in dieser Hinsicht geleistet, daran erinnert noch die Redensart: „Er säuft wie ein Landsknecht.“

5. Roß, ein Pferd edler Art; Kößlein, ein kleines Roß, hier indes: liebes, wertcs Roß; Mähre, schlechtes, elendes Pferd; Pferd, der zur Bezeichnung der Gattung gebräuchliche Name.

6. In die Quer = quer über den Weg des Schwaben.

7. Forcht sich nit = fürchtete sich nicht. — Der Dichter, selbst ein Schwabe, schwäbelt hier mit Absicht.

8. Spöttlich und spöttisch unterscheiden sich ungefähr, wie die Verben spötteln und spotten, so daß also jenes den leichtern Spott und darin oft, wie hier, das Schimpfliche bezeichnet.

9. Das Schwert hat eine breite, gerade Klinge. Das Wort wird auch bildlich gebraucht, z. B.: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. Unsere Worte können Schwerter werden, die aufs tödlichste verwunden. — Der Degen hat auch eine gerade Klinge, ist aber leichter, zierlicher als das Schwert. Der Säbel hat eine gekrümmte Klinge. Türkensäbel, krummer Säbel.

10. Graus, eine Verstärkung von Grauen. Das Wort bezeichnet auch den Gegenstand, der Grausen erregt, z. B.: „Da kommt schon der nächtliche Graus; sie sind's, die unholdigen Schwestern.“

11. Christenschar, Pilgerschar, wallende Schar.

12. Was Arbeit = was für Arbeit oder was der Arbeit.

13. Die Streiche sind bei uns im Schwang, sie sind im Schwabenlande üblich, sind dort nichts Seltenes, Ungewöhnliches oder Neues.

14. Halt auch halter = halte ich, meine ich, wie ich dafür halte. Oft ist es ein reines Flickwort, ohne besondere Bedeutung.

3. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Kaiser Rotbart kam auf seinem Kreuzzuge durch ein wüstes, unfruchtbares Land. Besonders viel Elend stellte sich dort in einem weiten, öden Gebirge ein, welches er mit seinem Heere durchziehen mußte. Bald erhob sich in demselben große Not. Es fehlte an Brot und Wasser, und mancher brave Reitersmann fand den Tod. Auch an Futter für die Pferde mangelte es; viele starben, andere wurden so matt, daß sie kaum noch den Reiter zu tragen vermochten. — Da begegnete es einem schwäbischen Ritter, daß sein Kößlein schwach und krank wurde. Er stieg ab und führte es am Zügel nach,

obgleich er die Gefahr kannte, die ihm als Nachzügler drohte. — Plötzlich sprengten nun fünfzig türkische Reiter auf ihn zu, schossen mit Pfeilen auf ihn und warfen die Lanzen nach ihm. Der Schwabe aber kannte keine Furcht; er zog ruhig weiter, fing mit großer Gewandtheit die Geschosse mit seinem Schilde auf und blickte nur spöttisch zu seinen Feinden hinüber. — Als jedoch einer der Türken heransprengte, um mit dem Säbel auf ihn einzuhauen, da verlor er endlich die Geduld. Er zog sein Schwert und hieb dem Türkenrosse die Vorderbeine ab. In dem Augenblicke aber, als das Tier zusammenbrach, schwang er nochmals das Schwert und halbierte dem Türken Kopf und Rumpf, daß es den Sattelknopf durchschlug und noch tief in des Pferdes Rücken drang. Die übrigen Türken ergriffen, als sie das sahen, in größter Angst die Flucht. — Bald darauf kam eine Pilgerschar desselben Weges; die sah voll Erstaunen des Schwaben Heldenthat und erzählte sie dem Kaiser. — Dieser ließ den Ritter vor sich kommen und fragte ihn, wer ihn solche Streiche gelehrt habe. Ohne sich lange zu besinnen, gab derselbe zur Antwort, daß dergleichen Streiche in seiner Heimat nichts Außergewöhnliches und als Schwabenstreiche überall bekannt seien.

4. Gliederung des Gedichtes.

Der Inhalt des Gedichtes zerfällt in zwei Hauptabschnitte. Der erste umfaßt die zehn ersten Verse, der zweite den übrigen Teil des Gedichtes. Der erste Abschnitt versetzt uns zu dem nach dem heiligen Lande ziehenden Kreuzheere des Kaisers Friedrich Barbarossa. Er zeigt uns dasselbe auf diesem Zuge in einem wüsten und leeren Gebirge, in dem Pferde und Menschen den größten Hunger und Durst leiden müssen. — Der zweite Abschnitt hält uns eine Reihe von Bildern vor, die uns in einem „Herrn aus Schwabenland“ einen deutschen Ritter — einen Helden zeigen, und zwar einen, der selbst kaum weiß, daß er einer ist.

Auf dem ersten Bilde sehen wir den Herrn aus Schwabenland, weit hinter dem Kreuzheere zurück, langsam zu Fuß wandern und sein vom Hunger krankes und mattes Roß am Zaume nach sich ziehen.

Ein zweites Bild zeigt uns, wie von der Seite der Heerstraße her fünfzig türkische Reiter auf unsern schwäbischen Ritter lossprengen und von einiger Entfernung aus Spieße nach ihm werfen und Pfeile auf ihn abschießen; wie er aber inmitten dieser Gefahr ruhig seine Straße zieht und nur mit seinem Schilde die nach ihm gesendeten Spieße und Pfeile in geschickter und sicherer Weise auffängt.

Auf einem dritten Bilde erblicken wir einen der fünfzig Sarazenen ganz in der Nähe des Ritters, seinen krummen Säbel nach demselben schwingend; den Ritter aber, wie er mit einem Hiebe dem Türkenpferde beide Vorderfüße abhaut und mit einem zweiten noch mächtigeren Hiebe Kopf und Leib in Stücken spaltet und durch den

Sattel bis in den Rücken des Pferdes eindringt, so daß rechts und links ein halber Türke vom Pferde sinkt.

Ein viertes Bild zeigt uns, wie die übrigen neun und vierzig Türken, nachdem sie die Heldenthat des Ritters gesehen, in wildester Flucht nach allen Richtungen sich zerstreuen.

Auf einem fünften Bilde sehen wir christliche Pilger, welche, zum Kreuzheere gehörend, demselben auch nachziehen, und als sie an die Stelle kommen, wo der Ritter seine Heldenthat vollbracht hat, in der Nähe sich ansehen, was sie von der Ferne aus bemerkt haben.

Auf einem letzten Bilde erblicken wir den wackern Schwaben vor seinem Kaiser und vernehmen des Kaisers traulich foppende Frage und des Ritters schlagende mutterwitzige Antwort.

Man pflegt einem Bilde eine Über- oder Unterschrift zu geben. Thun wir das mit unsern sechs Bildern auch, aber so, daß jede Unterschrift den Ritter als Gegenstand der Darstellung nennt. — Um eine rechte Überschrift zu dem ersten Bilde zu finden, ist daran zu denken, was den Ritter zu einem Nachzügler des Kreuzheeres gemacht hat. Es liegt in den Worten:

„Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.“

Betreffs des zweiten Bildes wird zu achten sein auf die Worte:

„Der wackre Schwabe forcht sich nit.“

Die Unterschrift zum dritten Bilde wird leicht gefunden. Um für die drei folgenden eine zu finden, ist daran zu denken, daß von den den Ritter angreifenden Türken einer von ihm getötet worden ist, und daß die andern vor ihm geflohen sind; welchen Eindruck die That des Ritters auf die nachziehende Christenschar gemacht hat, und was sich in der Antwort des Ritters offenbart. Und welches werden nun die Überschriften sein? Diese:

1. Der mitleidige Ritter. 2. Der furchtlose Ritter. 3. Der tapfere Ritter. 4. Der siegreiche Ritter. 5. Der bewunderte Ritter. 6. Der unverlegene Ritter. (Otto.)

Kurz und übersichtlich dargestellt ist der Inhalt des Gedichtes folgender:

I. Das Kreuzheer in den öden Steppen.

II. Der schwäbische Ritter.

1. Sein Mitleid mit seinem kranken Pferde.
2. Seine Furchtlosigkeit beim Herannahen der Türken.
3. Seine Tapferkeit im Kampfe mit den Türken.
4. Sein Sieg über die Türken.
5. Seine Bewunderung seitens der nachziehenden Pilger.
6. Seine Unverlegenheit dem Kaiser gegenüber.

5. Charakteristik des schwäbischen Ritters.

1. Woraus ersieht man, daß der Ritter groß und stark war? Was zeugt von seiner Körperkraft? Zeige, daß ihm auch

Körpergewandtheit nicht fehlt! Worin zeigt sich seine Unerfrodenheit? sein Mut? seine Tapferkeit? (Seine Unerfrodenheit zeigt sich darin, daß er nicht aus seiner ruhigen Fassung kommt, als plötzlich die fünfzig türkischen Reiter auf ihn zusprennen; sein Mut giebt sich darin zu erkennen, daß er angesichts der Gefahr keine Furcht empfindet; seine Tapferkeit bekundet sich darin, daß er inmitten der Gefahr standhaften und kräftigen Widerstand leistet.) — Beweise, daß er ein mitleidiges Herz hatte! Desgleichen, daß er Verstand und Mutterwitz besaß! — Zusammenfassung der charakteristischen Züge des Ritters!

2. Hierauf kann den Schülern die Aufgabe gestellt werden, die Eigenschaften des Ritters in den Worten des Gedichtes nachzuweisen.

Seine Körperkraft erhellt aus den Worten:

„Von hohem Wuchs und starker Hand.“

„Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß zugleich.“

„Haut durch bis auf den Sattelnopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.“

Seine Körpergewandtheit:

„Dieß sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken.“

Seine Unerfrodenheit:

„Da sprenghen plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher.“

„Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt.“

Sein Mitleid:

„Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.“

Sein Verstand und Mutterwitz:

„Der Held bedacht' sich nicht zu lang zc.“

6. Zweck des Gedichtes.

Der Zweck des Gedichtes ist, das Wesen des schlichten, thatkräftigen deutschen Ritters zu charakterisieren und zugleich das allgemein verbreitete Vorurteil von der Beschränktheit und Unbedachtsamkeit der Schwaben zu entkräften.

7. Bemerkung über die Darstellungsweise des Gedichtes.

Einen ungesuchten, ungekünstelten, einfachen und treuherzigen Ausdruck nennt man einen natürlichen oder naiven. Unser Gedicht ist nun durchweg in einem treuherzigen, unbefangenen Tone gehalten. Aber einige Ausdrücke sind doch besonders hervorzuheben. In welchen Versen finden sich solche?

Da sind zu bemerken die Verse 6, 8, 9, 10, 23, 25, 39, 40, 48 und die Antwort des Ritters. Scherz, Witz und kindliche Unbefangenheit charakterisieren die Verse. Auch ein feiner Spott tritt darin zu Tage, daß der Dichter von dem frommen Heere sagt:

„Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.“ —

Die eigentümliche Färbung erhält der Ausdruck
a. durch einige altertümliche Stellungen und Wendungen,
b. durch die Anwendung des schwäbischen Dialektes.

8. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Charakteristik des schwäbischen Ritters.

Ausführung:

Der schwäbische Ritter ist ein stattlicher Herr von schlankem Wuchs und kräftigem Körperbau. Zu seinem Rosse hat er eine so große Liebe, daß er, als es durch Futtermangel und Anstrengungen herunter gekommen ist, ihm nicht mehr zumutet, ihn zu tragen. Da er das Tier unmöglich im Stiche lassen kann, so bleibt er mit demselben zurück, ungeachtet ihm die Gefahr, die ihm hieraus erwachsen konnte, nicht unbekannt war. Sein treues Tier und er sind so sehr eins miteinander, daß er eher sein Leben als sein Ross preisgegeben hätte. Das ist ein edler Zug unseres Schwaben. Solch herzliches Mitleid mit dem treuen Tiere weist auf ein Herz hin, das gewiß auch bei der Not des Mitbruders nicht kalt geblieben ist und berechtigt zu der Annahme, daß unser Ritter die Standespflicht: Witwen und Waisen, Kindern und Greisen, Kranken und Gebrechlichen Schutz zu gewähren, wohl stets erfüllt haben wird. Aus dem Zurückbleiben des Ritters und seinem Verhalten gegen die angreifenden Türken ersehen wir zugleich, daß er frei von aller Furcht ist und eine Kaltblütigkeit besitzt, die jedem Kriegsmanne zu großer Ehre gereichen würde. Als das verächtlich von ihm behandelte Gesindel es ihm aber zu arg macht, wird sein Zorn erregt, und er legt einen Mut und eine Tapferkeit an den Tag, welche die Türken erschreckt und sie fliehen macht. Bei der Unterredung mit dem Kaiser ist er nicht um eine Antwort verlegen. Er versteht den Spott, der in des Kaisers Frage liegt, und wendet ihn in einer Weise, die dafür zeugt, daß er nicht nur das Herz, sondern auch den Kopf auf dem rechten Fleck hat, daß er nicht bloß Körperkraft und Tapferkeit, sondern auch Verstand und Mutterwitz besitzt.

3. Beschreibung eines der unter 4 kurz besprochenen Bilder.

31. Der blinde König.

Ludwig Uhland.

1. Was steht der nord'schen Fechter
Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitterm Harne
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Giland wiedertönt:
2. „Sieh, Räuber, aus dem Fels-
verließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“
3. Da tritt aus seiner Klust hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünerschwert
empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?“
4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Bergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“
5. „O Sohn! der Feind ist riesen-
stark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!“
6. Und horch! es schäumt und es
rauscht
Der Rachen übers Meer,
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.
7. Da ruft der Greis so freudig
bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am
guten Klang,
Es gab so scharfen Laut.“ —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn;
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!“
8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht.“
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.“
9. „Willkommen!“ ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du befreite,
Singst mir den Grabgesang.“

1. Geschichtliche Grundlage.

Den Stoff entlehnte Uhland aus Saxo.¹⁾ Derselbe erzählt: „Der Dänenkönig Wermund war alt geworden und hatte das Augenlicht verloren. Sein einziger Sohn war groß an Körper und stark an Kraft, schien aber stumpfen Geistes zu sein; er verhielt sich stumm, lachte niemals und nahm an keinem Spiele teil. Geschah es da, daß der König von Sachsen Boten an Wermund schickte, die ihn aufforderten, das Reich, das er wegen Alters und Blindheit nicht mehr verwalten könne, ihrem Herrn abzutreten. Habe er aber einen Sohn, der mit dem Sachsenkönige zu kämpfen wage, so solle das Reich dem Sieger zufallen. Wermund erbietet sich, den Zweikampf mit eigener Hand auszufechten; die Gesandten aber erklären, daß ihr König sich nicht der Schmach aussetzen werde, mit einem Blinden zu fechten. Da tritt zum Erstaunen aller Wermunds Sohn Uffo hervor und erklärt, er sei nicht bloß bereit, mit dem Sachsenkönige den Zweikampf zu bestehen, — sie möchten außerdem noch den Tapfersten aus dem Sachsenvolke dazu senden. — Der Vater wundert sich ob der kühnen Rede des Jünglings und muß sich erst mit seinen Händen überzeugen, daß es sein Sohn ist, der so heldenmütig gesprochen hat, ehe er es glauben kann. Sodann schenkt er dem Sohne sein berühmtes Schwert Streg, und dieser fährt hinüber auf eine Insel der Eider, auf welcher der Zweikampf stattfinden soll. Lauschend steht der König Wermund mit den Seinigen am Ufer, und als er den wohlbekanntem Klang seines Schwertes vernimmt, fragt er die Umstehenden, wem der scharfe Ton gegolten. Die Antwort lautet: Dem Sachsenkönig; dem habe die Schneide nicht eine Wunde geschlagen, sondern sie habe den ganzen Mann mitten durch in zwei Stücke zerlegt. Und abermals vernimmt der König den Klang seines Schwertes, und auf seine Frage erfährt er, daß auch der zweite Kämpfe von seinem Sohne siegreich überwunden ist.

Den ersten Teil der Sage hat Uhland fallen lassen, er übergeht die scheinbare Stumpfheit des Sohnes, seine Stummheit und riesige Körperkraft und erwähnt nur seine Jugend. In der Sage kämpft dieser um das Reich, dem alten König bangt für seinen Thron; Uhland macht die Tochter des blinden Königs zum Gegenstande des Streites. Durch das Hereinziehen der Königstochter wird dem an sich rauhen und reckenhaften Charakter der Sage ein Element beigemischt, das über die kriegerisch-harten Züge einen mildernden Schimmer wirft.

2. Erläuterungen.

1. Fechter Schar = Ritterschar, Schar der Kämpfer.
2. Bord = Rand, Einfassung, z. B. am Bord des Schiffes; hier = Meeresufer, Meeresstrand.

¹⁾ Saxo, zubenannt Grammaticus, war ein berühmter dänischer Geschichtsschreiber; er starb als Propst zu Roskilde im Jahre 1204.

3. Harm = tiefer, anhaltender, innerlich verkränkender (und so verzehrender) Schmerz.

4. Verließ = eine sich unter die Erde verlierende tiefe Höhle, besonders das tiefe finstere Gefängnis auf den alten Ritterburgen, das öde Burgverließ. Felsverließ = dunkle, tiefe Felsenhöhle.

5. Hünenschwert = Riesenschwert. Hüne ist eine in Niederdeutschland sehr gebräuchliche Form für Riese. Im Mittelalter bezeichnete das Wort einen gewaltigen Helden und auch, ohne allen Nebensinn leiblicher Größe, einen Unterthan des Königs Etzel von Heunen- oder Ungarland.

6. Edles Mark, edles Blut; Kraft und Stärke.

7. Skalde ist der Dichter oder Sänger der alten nordgermanischen Völker.

8. Blutiger Lohn = blutige Strafe.

9. Sonnenhelle Haare = hochblondes, goldlockiges Haar.

3. Gliederung des Gedichtes.

- I. Angabe des Ortes und der Personen der Handlung. (Str. 1.)
- II. Rückforderung der Königstochter. (Str. 2.)
- III. Auftreten des Räubers und seine trotzige Herausforderung. (Str. 3.)
- IV. Annahme des Kampfes seitens des Königssohnes. (Str. 4—7.)
 1. Vorbereitung zum Kampfe.
 2. Kampf und Sieg des Königssohnes.
- V. Rückkehr des Siegers mit der Schwester. (Str. 8.)
- VI. Freude des Vaters. (Str. 9.)

4. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

Was teilt uns Str. 1 über den blinden König und seine Umgebung mit? (Der König steht auf einem hohen Felsenvorsprunge und schaut in bitterm Harne nach dem gegenüberliegenden Gilande; sein Haar ist ergraut; seine Gestalt ist gebeugt, und er lehnt sich deshalb auf den stützenden Stab. Seine Umgebung besteht aus einer großen Schar trotziger Krieger, welche alle glänzend gerüstet sind.) — Wodurch gewinnt der König sofort unsere Teilnahme? (a. Durch sein hohes Alter; b. durch seine Blindheit; c. durch seine gebeugte Gestalt; d. durch seinen bittern Schmerz.) — Wodurch wird unser Mitgefühl noch gesteigert? (Es steigert sich, wenn wir erfahren, daß dem altersschwachen, blinden Könige die einzige Tochter geraubt worden, und wenn wir hören, daß der freche Räuber dieselbe nicht herausgeben will, ob schon der greise Vater so flehentlich darum bittet.) — Mit welchen Worten fordert der blinde König seine Tochter zurück? („Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ die Tochter mir zurück!“) — Was hätte den Räuber zur Rückgabe der Jungfrau bewegen sollen? (a. Alter und Blindheit des Vaters; b. der Umstand, daß die Geraubte

vermöge ihrer Sangeskunst des Vaters einzige Freude war; c. die unrühmliche, schmachvolle Art des Raubes.) Welchen Erfolg hatte die Rückforderung der Königstochter? (Dem Flehen des Greises setzt der Räuber trotzig Herausforderung entgegen; er pocht auf seine Stärke und auf seine Waffen und beruft sich auf das Recht des Stärkeren.) — Woraus geht hervor, daß der Räuber sehr groß und stark war? (Es heißt von ihm: er war groß und wild. Das riesige Schwert schwang er mit Leichtigkeit; sein wildes, grimmiges Aussehen und seine trotzig Worte benehmen allen Kriegern des Königs den Mut; keiner von ihnen tritt hervor, um mit dem Riesen zu kämpfen.) — In welchem Augenblicke gewinnt der blinde König unsere ganze Teilnahme? (Als die Ritter rings um ihn verstummen, und er sich wie ganz allein fühlt.) — Was gab dem jungen Sohn plötzlich die große Kraft und den hohen Mut? Wie rüstet ihn der Vater zum Kampfe aus? Beschreibe den Kampf zwischen dem Königssohne und dem Räuber! Wie begrüßt der blinde König den siegreichen Sohn und die durch ihn befreite Tochter? Welche Aussichten des Königs verwandeln seinen Gram in mild verklärte Freude? (Die Aussicht auf ein wonniges Alter und ein von Liebe und Heldenruhm verherrlichtes Grab.) — Die drei Hauptpersonen des Gedichtes sind: der blinde König, sein junger Sohn und der Räuber. Den König charakterisieren innige Liebe zu seinen Kindern, besonders zu seiner Tochter, sowie ängstliche Sorge, damit die Ehre des Hauses nicht getrübt werde. — Der Sohn sieht seinen Vater aller Hilfe bar; die Liebe zu diesem macht ihn plötzlich zum kampfbereiten Helden. — Der Räuber ist roh und gefühllos; der Begriff der Ehre ist ihm vollständig fremd; das begangene schmachvolle Unrecht beschönigt er, indem er sich auf das Recht des Stärkeren beruft.

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Des Heldengreifenalters Zierde und Wonne sind würdige Nachkommen: eine Tochter, die durch zarte Liebe und die schöne Kunst des Gefanges tröstet, ein Sohn, der des Hauses Ehre schützt und angethane Unbill rächt. Wem solche Kinder das Grab bereiten, der ist wohl gebettet. (Sinnig.)

6. Schriftliche Übungen.

Aufschreiben der dem Gedichte zu Grunde liegenden Sage.

32. Die Rache.

Ludwig Uhland.

1. Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

3. Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
4. Und als er sprengen will über die Brück',
Da stuzet das Roß und bäumt sich zurück.
5. Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

1. Vorbereitung der Auffassung.

1. Ein burgundischer Ritter zog zu einem großen Turnier, das der Herzog von Schwaben ausgeschrieben hatte. Er war vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt und mit Sammet und Seide, mit Gold und feinem Pelzwerk prächtig geschmückt. Auch sein Pferd war mit glänzendem Eisenblech überzogen. Der Ritter ließ sein Roß auf dem ungebahnten Wege langsam gehen und war in Gedanken mit dem Turnier beschäftigt, wo er sich Ruhm und Ehre zu erwerben gedachte. Hinter ihm her schritt finster und trozig sein Knappe, dessen Geschäft es seit mehreren Jahren gewesen, des Streitrosses zu pflegen, die Rüstung zu putzen und die Waffen zu tragen. Er wäre gern längst selbst ein stattlicher Ritter geworden, wie sein Herr; aber niemand hatte ihn bisher zum Ritter schlagen wollen. Wie oft hatte er die Rüstung seines Herrn im stillen angelegt, wenn sie blank gepuzt war! Und jedesmal hatte er sie mit dem Bewußtsein getragen, daß es ihm niemand ansehen könne, daß er kein wirklicher Ritter sei. Bei jedem Kriege, bei jedem Gesellenstechen hatte er sich auszuzeichnen gesucht; nirgends aber hatte er sich die Sporen verdienen können, und sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt. Er beneidete jeden, der die blanke Rüstung tragen und sein Streitroß tummeln durfte, und haderte mit seinem Schicksal.

In solcher Stimmung folgte er heute seinem Herrn, dessen Lanze er trug. Plötzlich stieg ein schwarzer Gedanke in seiner Seele auf. „Warum soll ich mich länger plagen?“ dachte er. „In Schwaben kennt niemand meinen Herrn. Wenn ich in seiner Rüstung auf dem Turnier erscheine, wird mich jeder für einen ebenbürtigen Ritter halten.“

Sie hatten eben einen dunklen Wald erreicht, in welchem sie das Klauschen des nahen Rheinstromes hörten. Der treulose Knappe hatte sich schnell entschlossen. Er faßte die Lanze, ersah sich eine unbedeckte Stelle am Rücken seines Herrn und stieß dem arglosen Ritter die mörderische Waffe in den Leib. Der Ritter that einen lauten Schrei und sank leblos von seinem Pferde, das sich hoch aufbäumte. Der Mörder ergriff den Zügel des Rosses und band es an einen Baum. Dann entkleidete er den entseelten Herrn, schleppte die blutige Leiche

an den Fluß, beschwerte sie mit einem Stein und warf sie in die brausende Flut. Als die Wogen über der sinkenden Leiche zusammenschlugen und der Blick des Mörders zufällig auf das offene, starre Auge seines Gebieters fiel, da war es ihm, als hörte er die Wellen um Rache zum Himmel schreien, und unter Grausen verließ er den unheimlichen Ort.

An einer nahen Quelle reinigte er jetzt die Kleider des getöteten Ritters von den Blutflecken, legte sie an und schwang sich auf das widerstrebende Roß. In fliegendem Galopp ritt er von dannen; denn der Wind im Hain und das Laub am Baum sausten ihm Entsetzen zu, und krächzende Raben schreckten ihn durch ihr Geschrei.

Endlich lüchtete sich der Wald, und vor ihm lag die Brücke, die über den Rheinstrom führte. Er suchte den Lauf des dampfenden Rosses zu hemmen; aber das störrische Tier ließ sich nicht halten und lenken. Mit schäumendem Maule und weit geöffneten Nüstern flog es zur Brücke. Aber warum bleibt es nun stehen? Brachten Wind und Wellen ihm einen Gruß aus dem Grabe des Herrn? — Kein Streicheln und Pfeifen, kein Schlagen und Schelten half. Als endlich der Mörder dem edlen Tiere verzweiflungsvoll die goldnen Sporen tief in den Leib drückte, bäumte sich das Roß hoch empor und schleuderte den unerfahrenen Reiter in den wilden Strom. Wieder erklang das Rachelied der Wellen; wieder umschwirrten ihn krächzende Raben. Er rang und ruderte mit Riesenkraft; aber der schwere Panzer, einst das Ziel seiner Wünsche, zog ihn hinab, hinab in die Tiefe des Flusses, in welchem der treulose Schurke vor wenigen Minuten seinen Herrn begraben hatte. (Kehr.)

2. Die heimtückische That des untreuen Knappen hat Uhland in beispielloser Kürze dargestellt — in zwölf knappen Zeilen. Das Gedicht, worin er das gethan, führt die Überschrift: „Die Rache“; es lautet also: „Der Knecht hat erstochen 2c.“ — Nach dem Vorlesen der Ballade möge der Gedankengang derselben festgestellt und den Kindern die Idee des Gedichtes zum Verständnis gebracht werden. Weiter dürfte nach meiner Ansicht nichts zu thun sein, da die Vorbereitung auf alles das hellste Licht wirft.

2. Gliederung des Gedichtes.

1. Der Mord und die Veranlassung dazu.
2. Der Knecht im Ritterschmucke.
3. Die Flucht des Knappen.
4. Des Mörders Strafe.

3. Grundgedanke des Gedichtes.

Alle Schuld rächt sich auf Erden. — Jede böse That, auch die im geheimen vollbrachte, wird bestraft und gerächt. — Womit du sündigest, damit wirst du bestraft. — Untreue schlägt den eignen Herrn. — Zu höhern Ämtern und Würden gehört auch geistige

Befähigung und Begabung; ein Mann von hohem Ruf muß auch innern Beruf haben. Wer einem Amte nicht gewachsen ist, den macht das Amt unglücklich. — Die blinkende Rüstung hat den Knecht gelockt, die schwere zieht ihn nieder auf des Stromes Grund.

„Was du erstrebst, nicht ist es dir zum Heil,
Wenn sein Besitz mit Sünd' dir wird zu teil.“

4. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ausführung:

Ein Knecht hat seinen Herrn im dunkeln Hain erstochen, den Leichnam in den Rhein versenkt, sich die Rüstung angelegt und das Streitroß bestiegen. Als er über die Brücke sprengen will, stutzt das Pferd und bäumt sich zurück. Der Knecht spornt es, wird aber von dem Rosse in den Strom geschleudert und von dem schweren Panzer so niedergezogen, daß er ertrinkt.

2. Erweiterung des Gedichtes. (Vergleiche: Vorbereitung der Auffassung.)

3. Charakteristik des Knechtes.

Ausführung:

Der Knecht ist ein sehr ruchloser und treuloser Mensch. Die Sucht nach höherer Lebensstellung macht ihn zum Verbrecher; weil er selber gern ein Ritter wäre, ermordet er seinen edlen Herrn. Aber auch die Habsucht hat ihren Anteil am Morde; davon zeugt die große Hast und Eilfertigkeit, mit der er sich des Herrn blanke Rüstung und dessen Roß aneignet. Er glaubt ein Ritter zu sein, wenn er die äußern Zeichen des Rittertums anlegt, und sieht in seiner Beschränktheit nicht ein, daß ihm alle innern Bedingungen dafür fehlen. In der That ist er aller Eigenschaften eines echten Ritters bar, selbst der Mut geht ihm ab. Seinen Herrn ersticht er im dunkeln Hain, versenkt den Leichnam in den Fluß und entfernt sich eiligst von dem Orte des Mordes, weil er sich vor dem Entdecktwerden fürchtet. Er ist ein feiger und heimtückischer Schurke, der seinen Gebieter rücklings anfällt und meuchlings umbringt.

4. Der treue Knecht.

Unter Benutzung des nachstehenden Gedichtes von Rückert wird der Inhalt der vorliegenden Ballade ins Gegenteil umgewandelt.

5. Zur Vergleichung.

Der Herr und sein Knecht.

1. Es ritt ein Herr, das war sein Recht,
Zu Fuße ließ er gehn den Knecht.
Er reitet über Stock und Stein,
Daß kaum der Knecht kann hinterdrein.
Der Treue schleppt sich hinterher
Dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
Zu Falle komm' er schwer.

2. „Herr, Herr!“ erscholl des Knechtes Ruf:
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf;
Und schlägt Ihr nicht den Nagel ein,
So wird der Huf verloren sein.“
„„Ei! Nagel hin und Nagel her!
Der Huf hat ja der Nägel mehr
Und hält noch ungefähr.““
3. Und wieder schallt des Knechtes Ruf:
„Herr, losgegangen ist ein Huf;
Und schlägt ihr nicht das Eisen an,
So ist es um das Roß gethan.“ —
„„Hufeisen hin, Hufeisen her!
Das Rößlein hat Hufeisen mehr
Und geht noch wie vorher.““
4. Und eh' der dritte Ruf erschallt,
Da ist es an den Stein geprallt.
Das Rößlein liegt und steht nicht auf;
Geendet ist des Herren Lauf.
Er spricht nicht mehr: „Roß hin, Roß her!“
Er rafft sich auf und schreitet schwer
Mit seinem Knecht einher.

Fr. Rückert.

33. Das Schloß am Meer.

Ludwig Uhland.

- | | |
|---|--|
| 1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her. | 5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh:
Einem Klage lied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“ |
| 2. Es möchte sich nieder neigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut. | 6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl? |
| 3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“ | 7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar? |
| 4. Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang? | 8. „Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“ |

1. Vorbereitung der Auffassung.

Hart am Gestade des wogenden Meeres stand in alten Zeiten ein prächtiges Schloß. Weithin war es sichtbar und von solcher Höhe, daß man meinte, es rage bis in die Wolken. Gar herrlich war es anzusehen, besonders in der rosigen Beleuchtung der Abendsonne. In diesem Schlosse wohnte der König des Landes. Er war

ein großer Freund und Verehrer der edlen Dicht- und Sangeskunst, bei dem die fahrenden Säger immer gastliche Aufnahme fanden. In den weiten und geräumigen Hallen des hohen Schlosses herrschte stets fröhliches Leben; Gesang und Saitenspiel mischte sich mit dem Gesange der Meereswogen, die rauschend an die Quadern des Sockels schlugen. Doch die höchste Wonne des Königs war seine einzige geliebte Tochter mit goldig wallendem Haare, strahlend in Schönheit gleich der Sonne. War das Wetter nicht zu stürmisch und unfreundlich, so lustwandelten der König und seine Gemahlin allabendlich auf dem flachen Dache des Schlosses, die schöne Tochter, ihres Alters Lust und Augenweide, in ihrer Mitte führend; alle waren in Purpur gekleidet, und der Eltern Häupter schmückten strahlende Kronen. Eine besondere Pracht entfaltete sich in dem hohen Schlosse bei den Turnieren, welche der reiche König häufig veranstaltete. Aus allen Theilen des weiten Reiches kamen alsdann die Ritter und edlen Herren in lichten Scharen herangezogen, keiner blieb zu Haus; denn nirgends gab es glänzendere Feste, nirgends wurden die Ritter köstlicher bewirtet, und nirgends bot sich ihnen mehr Gelegenheit, Ehre und Ruhm zu erwerben, als am Hofe des Königs. Weit über des Reiches Grenzen verbreitete sich der Ruf von des Fürsten Reichtum und von seiner lieblichen Tochter strahlender Schönheit. Auch der Königssohn eines fremden Landes erhielt davon Kunde, und er faßte den Entschluß, das Schloß am fernen Meeresstrande aufzusuchen. Wirklich erschien er auch auf dem nächsten Turnier, das der prächtliebende König ausgeschrieben hatte, und obwohl er nicht dazu eingeladen war, fand er trotzdem die freundlichste Aufnahme. Unerkannt nahm er an den Kampfspieleil teil und zeichnete sich vor allen Rittern so sehr aus, daß die Turnierrichter ihm einstimmig den Preis zuerkannten. Derselbe bestand in kostbaren Waffen, und welches Glück für den siegreichen Ritter: er empfing den Dank aus der Hand der herrlichen Königstochter. Von ihrem Gemach aus hatte diese den Ritterspielen täglich zugesehen und den stattlichen Fremdling bereits liebgewonnen; gern bot sie ihm deshalb ihre Hand zum Kusse dar. Doch der verneigt sich dankend, indem er sagt, ein Königssohn dürfe wohl die Stirne küssen. Ein freudig süßer Schrecken durchrieselt die schöne Jungfrau bei diesem Wort; was sie im Herzen still gewünscht, es hat sich verwirklicht: der siegreiche Ritter ist ein Held aus fürstlichem Geschlechte. Verlegen zieht sie sich in ihr Gemach zurück, doch die bisherige Zuneigung zu dem fremden Ritter verwandelt sich schnell in heiße Liebe zu dem herrlichen Königssohn. Und ihre Liebe bleibt nicht unerwidert; der erste Anblick ihrer holden Erscheinung hat des Jünglings Herz gefesselt. Während die Ritter nach beendigtem Turnier zu den Ihrigen ziehen, verbleibt er am gastlichen Hofe des Fürsten, weil er sich nicht von der schönen Königstochter trennen kann. Die gegenseitige Liebe der beiden wuchs von Tag zu Tag, obgleich keines

dem andern dieselbe gestand. Freudig hätte die schöne Jungfrau dem jungen Helden Herz und Hand geschenkt; jedoch dieser wagte es nicht, darum anzutragen, weil er fürchtete, eine abschlägige Antwort zu erhalten, und so schied er denn endlich, seine Liebe stumm in sich verschließend, von dem hohen Schlosse mit dem Vorsatz und in der Hoffnung, durch rühmliche Heldenthaten sich des hohen Preises würdig zu machen. — Die erwünschte Gelegenheit, sich auszeichnen zu können, bot sich ihm nach der Rückkehr in die Heimat sofort, da seinem königlichen Vater von einem streitsüchtigen Fürsten der Krieg angesagt worden. Von Thatendurst erfüllt und das Bild der schönen Königstochter im Herzen tragend, stellte sich der feurige Held an die Spitze des Heeres und zog mit demselben in das feindliche Land. Der Krieg zog sich indes in die Länge; er dauerte mehrere Jahre, und gleichwohl brachte er dem tapferen Königssohn weder Sieg noch Ruhm. Die zarte Jungfrau am fernen Strande, der er seit seinem Abzuge vom hohen Schlosse keine weitere Kunde von sich gegeben, auch niemals ein Zeichen seiner Liebe gesendet, verzehrte sich in Sehnsucht um ihn; die aussichtslose, in sich verschlossene Liebe zu ihm brachte ihr den frühen Tod, — und während er sich um ihretwillen kühn in Kampf und Gefahr stürzte, ruhte sie schon auf der Totenbahre, ertönten bereits ernste Trauergesänge an ihrem Sarge, weinten die tiefbetrübten Eltern schon monatelang bittere Thränen auf ihr Grab. Der bedauernswerte Krieger! Wohl ihm, daß er die traurige Nachricht von dem Hinscheiden der geliebten Königstochter nicht vernommen! Möchte er sie nie erfahren! Doch traurige Botschaften treffen gewöhnlich am frühesten ein; so ging es auch hier. Aus dem Lande, wohin des Helden ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war, erschien nämlich eines Tages ein Wanderer; den ließ der Königssohn alsbald vor sich bringen, um ihn nach dem Schicksale der am fernen Meeresstrande weilenden Königstochter auszuforschen. Um dem Fremden nicht das Geheimnis seiner Liebe zu der edlen Jungfrau zu verraten, fragte er erst nach dem Schlosse, dann nach dem Leben in demselben, darauf nach den königlichen Eltern und erst zuletzt nach der Jungfrau. — Das Zwiegespräch, das auf diese Weise zwischen dem fürstlichen Feldherrn und dem Wanderer stattfand, hat Ludwig Uhland ganz meisterhaft in dem Gedichte „Das Schloß am Meer“ dargestellt, das ich euch jetzt vorlesen will.

2. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

Das Gedicht enthält drei Fragen, und auf jede derselben folgt unmittelbar die Antwort. — Wer stellt die Fragen? Wer giebt die Antwort? — Die Fragen beziehen sich a. auf das Schloß, b. auf das Leben im Schlosse, c. auf die Bewohner des Schlosses.

Jede Frage bildet ein mit wenigen Strichen, aber mit den glänzendsten Farben entworfenes Gemälde, und jedem derselben stellt

die Antwort in einfacherer Zeichnung das Gegenbild gegenüber — dieselben Linien, aber grau in Grau gemalt. Dreimal zwei Gemälde werden uns in dem kurzen Gedichte vorgeführt; in sachlicher Beziehung ergibt sich also folgende

Gliederung.

1. Das Schloß.

Erstes Bild: Das Schloß im rosigen Sonnenschein. (Str. 1 und 2.)

Zweites Bild: Das Schloß in Nacht und Nebel gehüllt. (Str. 3.)

2. Das Leben im Schlosse.

Drittes Bild: Das fröhliche Leben im Schlosse. (Str. 4.)

Viertes Bild: Die herzerreißende Klage im Schlosse. (Str. 5.)

3. Die Bewohner des Schlosses.

Fünftes Bild: Die hochbeglückten Eltern. (Str. 6 und 7.)

Sechstes Bild: Die tiefbetrübten Eltern. (Str. 8.)

Wer entwirft das erste, dritte und fünfte Bild? wer das zweite, vierte und sechste? — Beschreibe du das erste Gemälde! das zweite! — Stelle es dem ersten gegenüber und beachte den Gegensatz zwischen beiden Gemälden! zc. zc.

3. Wirkung des Gedichtes.

Das vorliegende Gedicht ist vielleicht das wirkungsvollste Erzeugnis Ahlandscher Muse. Der mächtige Eindruck, den dasselbe auf jeden fühlenden Menschen macht, hat seinen Grund in folgendem:

1. Die zu Grunde liegende Thatsache, der Tod der herrlichen Königstochter, ist an und für sich höchst ergreifend.

2. Dazu kommt, daß dieselbe gleichsam in die Ferne gerückt ist und sich langsam und stufenweis vor den Augen aufbaut.

3. Außerst wirksam ist ferner das geheimnisvolle Dunkel,¹⁾ das über der ganzen Situation lagert. Der Dichter giebt weder eine Andeutung über die Personen, welche sich über das Schloß unterhalten, noch macht er eine nähere Mitteilung über den Tod der Jungfrau, oder über den Eindruck, welchen die Kunde von demselben auf den forschenden Frager hervorbringt.

4. Sehr packend sind endlich die spannenden Fragen, welche gegen das Ende hin immer eiliger werden, sowie die ergreifenden Gegensätze, welche in unserm Gedichte vorkommen.

¹⁾ Gerade wegen dieses geheimnisvollen Dunkels, in welches die Personen zc. gehüllt sind, ist das Gedicht den Kindern nicht verständlich; wird jedoch der Inhalt desselben in geeigneter Weise vorbereitet, so schwindet dasselbe sofort, und wird der Standpunkt gewonnen, von dem aus das Gedicht zu betrachten ist. Die Vorbereitung der Auffassung ist hier unbedingt notwendig; ohne dieselbe ist das Gedicht gar nicht zu fassen und zu packen, während nach derselben alles licht und klar ist, und alles sich wie von selbst ergibt.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Das Gedicht ist ein vortrefflicher Ausdruck des Gegensatzes zwischen ehemaligem Glück und nunmehriger Trauer.

5. Schriftliche Übungen.

1. Beschreibung eines der im zweiten Abschnitt besprochenen Bilder.
2. Vor und nach des Vaters Tode.
3. Weihnachten
 - a. bei Lebzeiten der Mutter,
 - b. nach dem Tode der Mutter.

34. Der Reiter und der Bodensee.

Gustav Schwab.

1. Der Reiter reitet durchs helle Thal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;
3. Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
4. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
5. Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
7. In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
8. So fliegt er hin eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei.
9. Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.
10. Keinen Wanderzmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
11. Fort geht's wie auf Samt auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
12. Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
Dem Roße giebt er den scharfen Sporn.

15. Und Hunde bellen empor am Pferd,
Es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?“
17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Rahn;
18. Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich sprach', aus dem Rachen stiegest du.“
19. Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her.“
20. Da reckt die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, so rittest du über den See!
21. An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
22. Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht trachte hinunter die Rinde dich?
23. Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in kalter Flut?“
24. Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
25. Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
26. Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!“
27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
28. Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
29. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
30. Im Ohr ihm donnert's wie frachend Eis;
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
31. Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

1. Quelle des Gedichtes.

Die Quelle zu diesem gelungenen Gedichte bildet eine mündliche Sage am Bodensee. Gewöhnlich wird die Begebenheit ins Jahr 1695 verlegt, wo der See am 5. Februar zufror. Die Einwohner der umliegenden Städte und Dörfer machten damals Spaziergänge über das Eis und hielten sogar Schützenfeste auf demselben. Am 3. Februar 1830 fror der See wieder zu, und im zuletztverfloffenen

Winter (1879—80) war die Eisdecke so dick und stark, daß die Umwohner des Sees darauf Schlittensfahrten und allerlei andere Belustigungen veranstalteten.

2. Erläuterungen.

1. Bühl = Hügel. — Vergleiche die Erläuterungen zu Nr. 17.
2. Der Abend, der frühe = der frühe Abend. — Die Nachsetzung des attributiven Adjektivums findet auch in Str. 21 und 22 statt: Tiefe bodenlos = bodenlose Tiefe; die Rinde dicht = die dicke Rinde.
3. Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund, der Reiter versetzt sich in Gedanken hinein.

3. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ein Reiter reitet zur Winterszeit im schnellen Trabe dem Bodensee zu, um sich noch vor Eintritt der Nacht mit dem Rahne übersetzen zu lassen. Da der Schnee die Wege unkenntlich gemacht hat, so muß er feldlein über Dorn und Stein reiten. Nach einiger Zeit kommt er aus den Bergen heraus ins ebene Land. Dorf und Stadt bleiben nach und nach hinter ihm, und der Schnee dehnt sich vor ihm aus wie ein weites Sandfeld. Er reitet mehrere Meilen, ohne Unebenheiten zu sehen oder zu fühlen, ohne einen andern Laut zu hören, als das Schreien der Schneegans und das Flattern des Wasserhuhns. Den See kann er nicht erspähen. Da bricht der Abend herein. Aus der Ferne blinkt ihm Lichtschein entgegen. Er sieht wieder Hügel und fühlt wieder unter sich die Unebenheiten des Bodens. Nach kurzem Ritt kommt er in ein Dorf und fragt da ein Mägdlein nach der Entfernung bis zum Bodensee. Dieses erstaunt über die Frage und versichert, daß der See bereits hinter ihm liege. Der Reiter schaudert; er ahnt, daß er über den See geritten ist. Voller Verwunderung schildert das Mägdlein die Gefahr, in der er geschwebt hat, und ruft die Dorfbewohner herbei, um das Unerhörte selbst zu vernehmen. Man wünscht dem Fremden Glück zu dem gethanen Ritt und ladet ihn ein, sich zu erquicken. Aber die große Gefahr, in der er sich unbewußt befunden und welcher er ahnungslos entronnen, tritt nun in allen Einzelheiten vor sein geistiges Auge, und das Grauen vor den Bildern seiner Vorstellung tötet ihn plötzlich. (Üben.)

4. Gliederung der Erzählung.

1. Vorhaben des Reiters.
2. Ritt über den Bodensee.
3. Ankunft im Dorfe.
4. Frage des Reiters.
5. Antwort des Mägdleins.
6. Ahnung des Reiters.

7. Schilderung der Gefahr seitens des Mägdleins.
8. Bewußtwerden der Gefahr seitens des Reiters.
9. Tod des Reiters.

5. Zur Würdigung und zum Verständnis des Stückes.

Ein ergreifendes Gedicht! Der Eindruck, den es auf jeden fühlenden Menschen hervorbringt, ist ein mächtiger. Zunächst wird uns das Vorhaben des Reiters mitgeteilt und die Eile geschildert, mit der er sein nächstes Ziel, den Bodensee, zu erreichen sucht. Darauf wird ausführlicher der Ritt durch die baum- und menschenlose Ebene beschrieben. Man weiß alsbald, daß die weite, öde Fläche der überfrorene Bodensee ist, und ahnt, was sich ereignet. Mit ängstlicher Spannung und Sorge folgen wir dem raschen Reiter und möchten sein Pferd antreiben, damit es dem „schwarzen Grunde“ eiligst entrinne und sein Herr glücklich entkomme; jeden Augenblick fürchten wir, daß das weiße Sandfeld zerreißen werde, und so schnell des „rasenden Hufes Stoß“ an die bodenlose Tiefe schlägt, so schnell schlägt und pocht unser Herz, fürchtend, daß der „gräßliche Schlund“ sich gähnend spalte, um den Reiter zu verschlingen. Nur eines ist's, was uns gewissermaßen beruhigt, nämlich der Umstand, daß der Reiter nicht ahnt, in welcher entsetzlicher Gefahr er schwebt. Wie schrecklich, wenn er sich plötzlich bewußt geworden, daß er sich auf dem See befinde! Wir zittern wahrlich nicht ohne Grund für ihn; denn wie aus der lebhaften Schilderung des Mägdleins erhellt, befand er sich in der That in größter Gefahr. Die Eisdecke über den See war noch sehr dünn, und keiner der Dorfbewohner hätte es gewagt, darüber zu gehen, geschweige darüber zu reiten. Wie einen Rettungsstrahl begrüßen wir deshalb den „fernen Lichtschein“; wir atmen wieder freier, in der Hoffnung, mit dem Reiter bald das feste Land zu erreichen. Und es währt nicht lang, so setzen wir mit ihm den Fuß auf den sichern Boden. Unwillkürlich rufen wir aus: Gott sei Dank! und den stürmischen Reiter möchten wir sofort zum Halten zwingen, um ihm sogleich zu erzählen, welche schrecklicher Gefahr er glücklich entkommen und welche Pein wir seiner wegen ausgestanden. Jedoch das Bewußtwerden der Gefahr könnte den ahnungslosen Reiter plötzlich vernichten; deshalb wünschen wir im Herzen Glück zu dem gethanen Ritt und begleiten ihn still bis zum nahen Dorfe. Wie freut es uns, daß er da so wohlbehalten ankommt, und daß man ihm so freundliche Rede und Antwort steht! Doch ach! auch welche neue Pein! Was wir aus zarter Schonung gegen den Reiter nicht auszusprechen wagten, — eines Mägdleins beredter Mund macht es ihm in drastischer Weise alsbald kund. Das böse gute Mädchen! Könnten wir ihm ein Zeichen geben, daß es schweige! Kaum hat der Reiter „das erste Wort gehört“, so erstarrt er auf seinem Pferd; der feste Boden schwankt unter ihm; er versetzt sich im Geiste in die

Mitte des Sees, und der Gedanke, über dem schwarzen Abgrunde geschwebt zu haben, erfüllt ihn mit solchem Schrecken, daß er tot vom Rosse herabsinkt. — Man ersieht hieraus, wie gefährlich das Bewußtwerden der Gefahr sogar nach bereits überstandener Gefahr wirkt.

6. Grundgedanke des Gedichtes.

Ein plötzlicher Schrecken übt noch nach glücklich überstandener Gefahr eine vernichtende Macht auf den Menschen aus. (Vergleiche den Schlusssatz des vorigen Abschnittes.)

7. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist in Reimpaaren geschrieben; die zweizeilige Strophenform ist vollsmäßig und hier sehr wirkungsreich. Die Verse sind aus Jamben und Anapästen gebaut. — Die Sprache ist einfach, kräftig und schön, ganz dem Gegenstande angemessen. Sehr gelungen ist der Ritt über den Bodensee geschildert; die Hast und Eile des Reiters wird durch die kurzen beflügelten Sätze vortrefflich zum Ausdruck gebracht.

8. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Der Bodensee. (Beschreibung.)

Ausführung:

Der Bodensee, auch das schwäbische oder deutsche Meer genannt, umfaßt bei mittlerem Wasserstande einen Flächenraum von etwa 9 □ Meilen. Er ist über 7 Meilen lang und beinahe 2 Meilen breit. Die Tiefe zwischen Lindau und Bregenz beträgt 70m, zwischen Friedrichshafen und Arbon gegen 300m. Er ist nicht, wie die meisten Schweizerseen, mit schroffen Felsen umgeben; seine Ufer werden vielmehr von einem freundlichen Berg- und Hügellande umfaßt, auf welchem zahllose Dörfer, Schlösser und Städte liegen. Seine grünlichen Wellen plätschern zwar meist friedlich an den Ufern; braust aber der wütende Föhn auf die Flut hernieder, dann gehen die Wogen wild und hoch, schlagen tosend an die Ufer und versenken manches Schiff. Auch an Inseln fehlt es dem See nicht; am Eingange in den Überlinger See liegt das reizende Inselchen Mainau und im Zeller- oder Untersee die Insel Reichenau. Der Bodensee bespült nicht weniger als fünf Staatengebiete, nämlich: Baden, Württemberg, Baiern, Osterreich und die Schweiz. Städte am Bodensee sind a. auf der Schweizer Seite: Rorschach, Arbon, Romanshorn und das zu Baden gehörige Konstanz, b. auf der deutschen Seite: Bregenz, Lindau, Friedrichshafen, Immenstadt und Überlingen.

35. Das Grab im Busento.

August Graf von Platen.

1. Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
2. Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Marich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
3. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
4. Und am Ufer des Busento reichten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
7. Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen; —
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“
9. Sangen's, und die Lobgefänge tönten fort im Gotenheere; —
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

1. Geschichtliche Grundlage.

Marich, der kühne und siegreiche Anführer der Westgoten, drang im Jahre 410 nach Rom und eroberte die Stadt zum drittenmal. Drei Tage verweilte er dort und zog dann weiter, um das reiche Sicilien und Afrika zu erobern. In Cosenza aber, einer Stadt an dem kleinen Flusse Busento, ereilte den 34jährigen Helden der Tod. Der Schmerz der Goten über den Verlust ihres Führers war groß und aufrichtig. Sie bereiteten ihm ein Grab, wie sie es des Helden für würdig hielten. Sie leiteten den Busento ab und ließen in dem Bette desselben durch römische Gefangene ein Grab herstellen. In dieses wurde Marich mit vielen Schätzen gelegt und dann der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet. Die aber das Grab gegraben, wurden getötet, damit niemand dasselbe auffinden und schänden könne.

2. Erläuterungen.

1. Die Zeilen 1—4 drücken eigentlich eine nächtliche Erscheinung aus, wie sie die Phantasie des Dichters wohl schaffen kann. Er hat sich im Geiste zur Nachtzeit an die Ufer des Busento versetzt, und seine durch die geheimnisvolle Örtlichkeit erregte Phantasie führt ihm

jene Erscheinungen vor, welche in den vier ersten Versen geschildert werden.

2. Was das dem Gedicht zu Grunde liegende historische Faktum angeht, so weicht der Dichter in zwei Punkten von demselben ab. Er läßt nämlich die Arbeit nicht durch gefangene Römer, sondern durch die Goten selbst ausführen, und übergeht die Tötung derjenigen, die des Helden Grab bereitet hatten, mit Stillschweigen. Durch jene Abänderung erscheint die ganze Handlung als ein Zeichen treuester Liebe und Anhänglichkeit der Goten zu ihrem Könige; durch die Weglassung der Mordscene bleibt das Werk der innigsten Liebe und Verehrung ohne entstellenden Flecken.

3. Dumpfe Lieder = Klagelieder.

4. Aus den Wassern schallt es Antwort, d. h. Marichs Geist antwortet auf die Gesänge seiner früheren Gefährten.

5. Und in Wirbeln klingt es wieder, d. h. die Schatten der Goten erwidern des gefallenen Feldherrn Gruß durch lauten Schlachtenruf, welchen Wirbelschlag und Waffenge töse zu begleiten pflegte.

6. Reichten sie sich um die Wette = waren sie abwechselnd und mit Eifer thätig.

3. Gliederung des Gedichtes.

1. Schilderung der Erscheinungen, welche die aufgeregte Phantasie des Dichters diesem vorführt. (V. 1—4.)

2. Das Begräbnis des Gotenkönigs. (V. 5—17.)

3. Wunsch, daß Marichs Lob sich in alle Länder und über alle Meere ausbreiten möge. (V. 18.)

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Echte Helden leben auch nach dem Tode fort. — „Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

5. Form des Gedichtes.

Die Strophen des Gedichtes sind zweizeilig; die Verse sind aus Trochäen gebildet und haben in der Mitte einen Einschnitt, eine Cäsur, d. i. eine Stelle, wo man beim Lesen zum Pausieren genötigt wird. Das breit hinwallende Metrum entspricht ganz dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende Maß ganz seiner Trauer. Die Reime sind weiblich und sämtlich muster-gültig.

6. Schriftliche Übungen.

1. Marichs Begräbnis.

2. Vergleichung des Gedichtes von Platen mit dem von G. Pfizer.

7. Zur Vergleüchung.

Alarichs Grab.

1. Was ist dem kühnen Volk widerfahren,
Daß das Lager von Trauer wiederhallt?
Alarich starb, noch jung an Jahren,
Aber an Siegen und Tugend alt!
Kindlich weinen die starken Goten
Um den geliebten, stattlichen Toten.
2. Edel ist es, die Toten zu ehren,
Und ein Trost, bei der Vergänglichkeit Grau'n
Opfer zu spenden an heil'gen Altären
Oder ewige Pyramiden zu bau'n;
Aber ein andres ward hier erfunden,
Denn die Lieb' ist ein unerschöpfter Brunnen.
3. Als hätten dem Krieg entsagt sie zur Stunde,
Graben sie, als gält' es köstliches Gold;
Wühlen tief in der Erde hartem Grunde,
Dort, wo dröhnend der Strom die Wellen rollt;
Mit edlen, silberblinkenden Waffen
Wird ein anderes Bette dem Flusse geschaffen.
4. Und in den leeren, starrenden Wänden,
Die entblößt noch kein Auge geschaut,
Wird von der Liebe treuen Händen
Ein prächtiges Grab dem Helden erbaut;
Die Schätze, vom Römer beweint, nicht bedenken
Die Goten sich, sie dem Grabe zu schenken.
5. Wenn das Totengemach vollendet,
Und die Leiche im sichern ruht,
Wird wieder zur alten Bahn gewendet
Des verbannten Stroms sehnstüchtige Flut,
Daß ungestört in unnahbarer Tiefe
Mit seinen Thaten der König schlief.
6. In der Nacht, der unheimlich dunkeln,
Stehen am Ufer der Krieger Reih'n;
Schwärzlich lodernde Lichter funkeln
In die gähnende Tiefe hinein,
Und von ferne in schwellendem Tanze
Nahen die Wasser beim Fackelglanze.
7. Wie ein Verbannter, der strafend kehret,
Löschet der Fluß der Fackeln Strahl.
Aber siehe! da scheint sein Lauf gestört:
Er stößt auf Alarichs Totenmal.
Wird er die flüchtige Eile hemmen?
Wird er in Eis seine Fluten dämmen?
8. Es teilen scheu sich die ersten Wellen;
Aber die nächsten mit dumpfem Gebraus
Höher und höher ums Grabmal schwellen,
Und die letzte der Fackeln löscht aus.
Klage erschallet tausendtönig
Um den versenkten Heldenkönig.

G. Pfizer.

36. Die Sonne bringt es an den Tag.

Abalbert v. Chamisso.

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas.
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.
2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Krinkel an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblakt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag.“
3. „Wer nicht? was nicht?“ die Frau fragt gleich;
„Was stierst du so an? Was wirfst du so bleich?“ —
Und er darauf: „Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“
4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?“
5. „Rein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch.“ —
„Ich sag' es nicht.“ — „Du sagst es mir doch.“ —
Da ward zuletzt er müd und schwach
Und gab der Ungefügmen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.
6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer,
Kingsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
8. Und er: „Bergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!“
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!
9. So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag!“

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erboft. —
Du, schau nicht hin, und sei getrost! —
Sie bringt es doch nicht an den Tag."
13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesus Christ,
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt!“ —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.
14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund' ?
Was hat er gethan? wie ward es kund ?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

1. Quelle des Gedichtes.

Den Stoff zu dem obigen Gedichte hat der Dichter Chamisso höchst wahrscheinlich aus dem von Grimm mitgetheilten Volksmärchen: „Die klare Sonne bringt's an den Tag“ entlehnt. Dasselbe lautet: Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum. Nun konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude, und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: „Gieb mir dein Geld, oder ich schlag dich tot!“ Da sagte der Jude: „Schenkt mir doch das Leben, Geld habe ich keines und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber sprach: „Du hast Geld, und das soll auch heraus!“ brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nah am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „Die klare Sonne wird es an den Tag bringen“, und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit; der hatte eine schöne Tochter; in die verliebte er sich und heiratete sie und lebte in einer guten,

vergnügten Ehe. — Überlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tische vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale gegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!“ Die Frau sprach: „Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit?“ Er antwortete: „Das darf ich dir nicht sagen.“ Sie aber sprach: „Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen“, — und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „Die klare Sonne wird's an den Tag bringen.“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. — Darnach hat er sie noch besonders, sie dürste es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch. Als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gebatterin und erzählte es der, wenn sie es keinem Menschen wieder-sagen wollte. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor Gericht und ward hingerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

2. Erläuterungen.

1. Zum Frühtrunk, um den Frühtrunk, d. i. den Kaffee, einzunehmen.

2. Bitternde Kringel, kleine Ringe, durch den Widerschein der Schale oder Tasse gebildet.

3. Da traf es mich einst gar sonderbar, da kam ich einst in eine sonderbare Lage, in einen sonderbaren Fall.

4. Er war ein alter, schwacher Mann. — Dieser Vers deutet nur leise den bald beendigten Kampf an. Seine tödtliche Verwundung, sein Hinstürzen wird übersprungen; wir finden ihn in der folgenden Strophe schon zum Tode verwundet daliegen.

5. Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. — Nach dem oben mitgetheilten Volksmärchen war dies Land nicht seine Heimat, sondern er ließ sich hier nur häuslich nieder.

3. Gliederung des Gedichtes.

Der Inhalt des Gedichtes zerfällt in zwei Haupttheile:

1. Das Wechselgespräch zwischen Mann und Frau beim Frühtrunk. (Str. 1—12.)
2. Die Folgen des Gesprächs beim Frühtrunk. (Str. 13 u. 14.)

4. Inhalt der einzelnen Strophen, resp. Überschriften zu denselben.

1. Meister Nikolaus mit seiner Frau beim Frühtrunk. 2. Das Spiel der Sonne an der Wand und des Meisters Erblassen. 3. Vergebliches Forschen der Frau. 4. Dringenderes Forschen der Frau. 5. Endliche Gewährung ihrer Bitte. 6. Die Not auf der Wanderschaft. 7. Der Entschluß, einen Juden zu berauben. 8. Des Juden vergebliche Bitte und Versicherung seiner Armut. 9. Die Drohung des sterbenden Juden. 10. Der Raubmord. 11. Des Meisters Bitte um Geheimhaltung des Erzählten. 12. Gedanken des Meisters beim Betrachten des Sonnenscheines. 13. Das ausgeplauderte Geheimnis. 14. Die Bestrafung der Mordthat.

5. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

In der ersten Strophe werden die beiden Personen des Gedichtes genannt. Was wird von dem Meister gesagt? was von seiner Frau? Woraus geht hervor, daß Meister Nikolaus äußerlich in guten Verhältnissen lebte? Weshalb währte die heitere Stimmung des Meisters nicht lange? Wodurch wurde dieselbe getrübt? Mit welchen Worten deutet der Dichter dies schon in der ersten Strophe an? Auf welche Weise wird die Sonne das Mittel, die böse That des Meisters an den Tag zu bringen? Welchen Eindruck machten die „zitternden Kringel“ auf den Meister? Aus welchen Worten des Gedichtes geht das hervor? Was that der Meister, um die Stimme des Gewissens zu unterdrücken? Was heißt es: er spricht die Worte für sich? — Die Frau hat den Ausruf dessen ungeachtet gehört, nur ist er ihr nicht recht verständlich; denn sie weiß nicht, wer nichts an den Tag bringen soll, und was nicht an den Tag gebracht werden soll. Beides will sie wissen; deshalb fragt sie hastig: „Wer nicht? was nicht?“ Drücke diese beiden Fragen in vollständigen Sätzen aus! — Infolge dieser Fragen gerät der Meister aufs neue in Angst und Schrecken. Aus welchem Grunde? Bemerkte die Frau den Schrecken ihres Mannes? Wodurch verriet sich derselbe? — Was thut der Meister, um nicht durch weitere Fragen seitens der Frau an seinen Ausruf erinnert zu werden? (Er gebietet ihr, still zu sein, und erklärt zugleich, daß ihre Fragen doch nutzlos sein würden.) — Indem er aber entschieden hinzufügt: „Die Sonne bringt's nicht an den Tag“, hat er die erste Frage seiner Frau beantwortet; sie weiß nun, wer etwas an den Tag bringen soll. Ihre Neugierde wird durch die geheimnisvollen Worte noch mehr gereizt, und sie wendet alle möglichen Mittel an, um auch zu erfahren, was die Sonne nicht an den Tag bringen soll. In welchen Zeilen des Gedichtes ist das dargestellt? Woraus ersehen wir, daß sich der Mann gegen die Beantwortung der Frage sträubte? — Die Frau erreicht

gleichwohl ihr Ziel; nach langem Quälen erzählt ihr Mann endlich, was die Sonne nicht an den Tag bringen solle. Mit welchen Worten beginnt und mit welchen Worten schließt die Erzählung des Meisters? Geib den Inhalt mit deinen eigenen Worten wieder! — Wozu ermahnt der Meister seine Frau, nachdem er ihr sein Geheimnis offenbart? Hat die Frau Schweigen beobachtet? Welches sind die Folgen ihrer Schwachhaftigkeit? — Welchen Todes mußte der Meister sterben? — Schwere Verbrecher, insbesondere Mörder, wurden in früheren Zeiten „gerädert“, d. h. es wurden ihnen mittels eines Rades die Glieder zerschmettert, darauf der Leichnam auf das Rad geflochten und mit demselben auf einer hohen Stange zur Schau ausgestellt als ein warnendes Zeichen für die bei solchen Hinrichtungen gewöhnlich zahlreich versammelten Menschen. — Der Dichter denkt sich auch bei dieser Hinrichtungsscene viele Zuschauer zugegen und läßt sie die neugierigen Fragen ausrufen:

„Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?“

Nur die letzte Frage wird beantwortet, und zwar mit dem Wiederholungssatze, der wie ängstiger Glockenschlag das ganze Gedicht durchtönt:

„Die Sonne bracht' es an den Tag.“

Dieser Vers kann als Antwort des Dichters oder eines über den Vorfall unterrichteten Zuschauers betrachtet werden.

6. Grundgedanke des Gedichtes.

Gott weiß auch die geheimsten und verborgensten Verbrechen ans Licht und zur Bestrafung zu ziehen. Dieser Gedanke ist sowohl in der Überschrift als in dem Rehrreim klar ausgesprochen; er könnte auch mit dem Sprichwort wiedergegeben werden: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“ — In Bezug auf den Grundgedanken sind mit dem vorliegenden Gedichte verwandt: „Die Kraniche des Ibykus“ von Schiller, „Die Posaune des Gerichts“ von Auerbach, und die Sage von den „Raben des heiligen Meinrad“.

7. Form des Gedichtes.

Das Gedicht zählt vierzehn Strophen; jede derselben besteht aus fünf jambischen Versen. Die Reime sind durchgehends männlich; die vier ersten Zeilen jeder Strophe haben ungetrennte oder gepaarte Reime; die letzte Zeile ist reimlos. — Eine Eigentümlichkeit unseres Gedichtes besteht darin, daß der letzte Vers der ersten Strophe, teils in derselben, teils in etwas veränderter Form, auch in allen übrigen Strophen als Schlußvers wiederkehrt. Ein solcher in allen Strophen wiederkehrender Vers wird Rehrreim, auch Refrain, d. h. Wiederholungssatz, genannt. Der Rehrreim hat meistens den Zweck, die Hauptpersonen

und wichtigsten Umstände der Begebenheit ins Gedächtnis zurückzurufen. In dem vorliegenden Gedichte ist die Anwendung desselben von großer Wirkung: immer wieder werden wir durch denselben an des erschlagenen Juden letztes Wort erinnert, und immer wieder tritt uns dadurch der Hauptgedanke des Stückes vor die Seele. — In dem „Gewitter“ von Schwab steht der Rehrreim weniger mit dem Inhalte der einzelnen Strophen, als vielmehr mit dem Ganzen im Zusammenhange, ja er verbindet eigentlich die einzelnen Strophen des Gedichtes erst zu einem Ganzen. — Der Refrain kommt auch bei anderen Strophengebilden vor, z. B. bei der sechs- und siebenzeiligen Strophe, wo er aus zwei, resp. aus drei Versen besteht.

8. Schriftliche Übungen.

1. Konzentration des Inhaltes.

Ausführung:

Meister Nikolaus, der mit seiner Frau beim Frühtrunk sitzt, sieht plötzlich, daß die Sonne an der Wand spielt, und erblaßt infolgedessen. Dies, sowie einige Worte, welche er unvorsichtiger Weise ausspricht, veranlassen die Frau, nach der Ursache der heftigen Gemütsbewegung ihres Mannes zu fragen, der ihr nach längerem Sträuben endlich erzählt, daß er vor zwanzig Jahren auf der Wanderschaft einen armen Juden erschlagen und seiner geringen Barschaft beraubt habe, und daß dieser sterbend die Worte ausgerufen: Die Sonne bringt es an den Tag. Ungeachtet der Ermahnung des Mannes teilt die Frau ihr Geheimnis mit, und der verjährte Raubmord wird durch Hinrichtung des Mörders gerächt.

2. Übertragung des Gedichtes in Prosa (mit Benutzung des Grimmschen Volksmärchens).
3. Vergleichung des Gedichtes mit dem Grimmschen Märchen.
4. Charakteristik der Personen des Gedichtes.

Ausführung:

(Schülerarbeit.)

Die beiden Personen des Gedichtes, der Meister und seine Frau, sind sehr rohe und gemeine Naturen. Wie empörend ist nicht die Mordthat, die der Meister auf der Wanderschaft verübte! Wie roh und gefühllos muß ein Mensch sein, der einen altersschwachen Mann anfallen, erschlagen und berauben kann! Wie verstockt muß derjenige sein, der über eine so schändliche That nicht die geringste Reue empfindet! Der rohe und gemeine Charakter des Meisters spiegelt sich in der ganzen Erzählung wieder. Er spricht von dem Morde wie von einer Kleinigkeit und braucht dabei die gemeinsten Ausdrücke, wie:

„Da kam mir just ein Jud' in die Quer.“

„Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!“

„Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um.“

„Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld.“

Trotz der beispiellosen Roheit kann er doch die Stimme des Gewissens nicht unterdrücken. Das Drohwort des sterbenden Juden hallt ihm beständig in den Ohren, und wie sehr ihn die Furcht vor Erfüllung desselben beunruhigt, sehen wir aus seinen abwehrenden Worten: „Du bringst es doch nicht an den Tag.“ — „Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“ Seine Angst geht auch aus dem Umstande hervor, daß er seine Frau zur Bewahrung seiner Heimlichkeit ermahnt. Damit sie nicht auch erschrecke beim Spiel der Sonne, giebt er ihr den Rat:

„Du, schau nicht hin, und sei getroßt:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.“

Die Frau legt dieselbe Roheit und Unmenschlichkeit an den Tag. Nicht ein einziges Wort des Mitleids über den armen Erschlagenen oder des Entsetzens über den bösen Mörder kommt über ihre Lippen. Ihr graut nicht vor des letztern Nähe, und sie hat weder ein Wort des Trostes noch der Ermahnung für ihren unglücklichen Mann. Die hervorstechendsten Eigenschaften der Frau sind indes grenzenlose Neugier und Schwachhaftigkeit. Kaum entfährt ihrem Gatten das bedeutsame Wort, so will sie sogleich wissen, was es damit für eine Bewandnis habe. Sie plagt ihn mit süßen und bitteren Worten, mit Schmeicheleien und Vorwürfen, bis er ihre Neugier befriedigt, und kaum hat sie von ihm Aufklärung erhalten, so eilt sie zur Nachbarin, um dieser die soeben erfahrene Neuigkeit mitzuteilen. Da, wo es sich um ihr und ihres Mannes Wohl und Weh handelt, kann sie den Mund nicht halten; sie verrät sich zugleich als eine sehr unbesonnene und unvorsichtige Schwägerin.